Vivat Academia! *Romane aus dem Universitätsleben.*

Band II.

In der Philister Land

Roman

von

Paul Grabein.



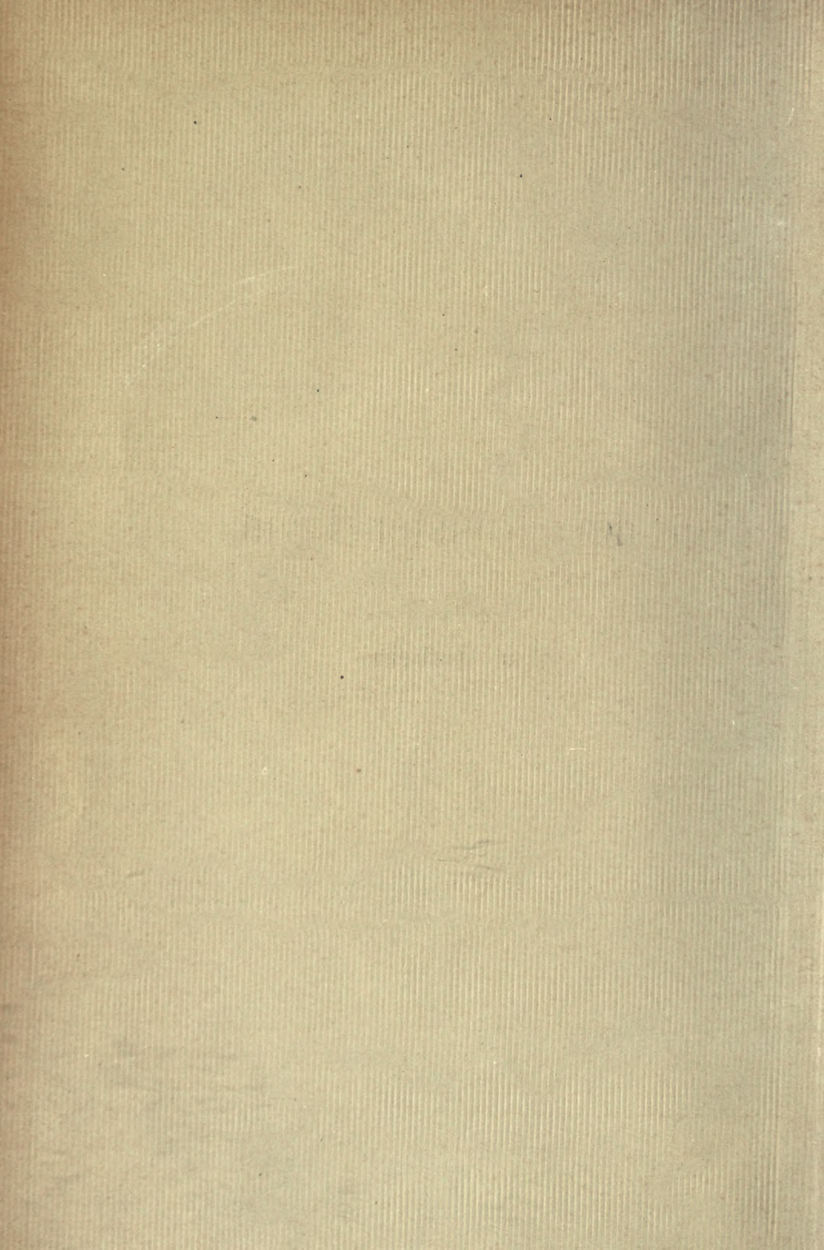
Berlin

Verlag von Rich. Bong.









In der Philister Land.

Von

Paul Grabein

VIVAT ACADEMIA!

ooo Romane aus dem Universitätsleben ooo



Band II

In der Philister Land.

Roman

von

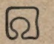
Paul Grabein



Berlin

Verlag von Rich. Bong

In der Philister Land.



Roman

von

Paul Grabein



Berlin
Verlag von Rich. Bong



I.

Nun war Hellmrich schon sechs lange Wochen daheim in Berlin. Daheim, wirklich daheim? Ach nein, noch fühlte er sich fremd, wie ein Gast im Hause seiner Mutter, noch zog es seine Seele in geheimem, tiefem Sehnen zurück nach dort, wo sie sich so lange geborgen gefühlt hatte. Freilich äusserlich hatte er sich ja nun schon ganz eingelebt in die neuen, so gar anders ausschauenden Verhältnisse, er schreckte nicht mehr schmerzerfüllt oder verbittert bei jedem Druck der engen Schranken zurück, die ihn, den so lange Freien und völlig Unabhängigen, hier auf Schritt und Tritt einpferchten.

Ach, wie unerträglich war das in den ersten Tagen gewesen. Schon seine Ankunft! Als er aus der vertrauten Stille des lieben alten Nestes, das da draussen fern vom Weltgetriebe beschaulich einen Tag wie den andern sich vom Webstuhl der Zeit abspinnen sieht, wieder hineinkam in das brandende Gewoge des Grossstadtverkehrs, da erschien ihm

dieses ruhelose Hasten und Treiben aufs höchste widerwärtig. Es war gerade um die Mittagsstunde, und die Droschke, die ihn und sein Gepäck der mütterlichen Wohnung zuführte, nahm ihren Weg zunächst durch die Hauptverkehrsader der Leipziger Strasse. Was gingen ihn diese Tausende von Menschen an, die sich da in dichtem Gewimmel die Trottoirs entlang schoben, ungeduldig, nervös, die Gesichter abgespannt von der Arbeit oder von der Hetzjagd nach dem Gewinn, nur begierig, rasch nach Hause oder ins Restaurant zu kommen, um nach einigen schnell hinuntergeschlungenen Bissen schleunigst wieder in die Tretmühle zu neuer Fron zurückzukehren. Was wussten alle diese Unglücklichen von der sonnigen, seligen Freiheit, die es da draussen gab, fern von hier im lieblichen Thüringerland? — Aber still doch! Das war ja vorbei. Er selbst musste ja nun das Abjagen nach dem kärglichen Bissen des täglichen Brots mitmachen. All diese Leute da zeigten ihm in ihrem stumpfsinnigen, maschinenhaften Treiben nur das Bild der eigenen Zukunft.

Mit einem Gefühl bitteren Ekels lehnte sich Hellmrich in den Wagen zurück und schloss die Augen. Er wollte von diesem widerwärtigen Bilde nichts mehr sehen. Der Weg, den die Droschke mit ihm zurücklegte, war lang; denn die geringen Mittel seiner Mutter hatten sie gezwungen, oben im nördlichen Stadtviertel eine billige Wohnung zu nehmen. Sie war schliesslich froh gewesen, als sie in der

Kastanien-Allee ein Quartier von vier Zimmern im dritten Stockwerk gefunden hatte, wo sie von den zwei Vorderzimmern aus wenigstens etwas Grünes sah — die Bäume im Garten eines grossen Stifts, das gerade gegenüber lag. Karl Hellmrich hatte die Wohnung noch nicht gesehen. Als er das letzte Mal zu Weihnachten zu Haus gewesen war, da lebte seine Mutter noch in dem kleinen schlesischen Städtchen, wohin sie sich seit dem Tode ihres Gatten zu ihren Geschwistern zurückgezogen hatte. Damals war man allerdings schon halb im Umzug gewesen, denn Anfang Januar wollten die Seinen bereits in Berlin sein, wo seine Schwester Lisbeth in einen neu beginnenden Handelsunterrichts-Kursus eintreten sollte. So hatte er nur gehört, dass die Mutter die Wohnung hier gemietet hatte; aber damals ahnte er ja noch nicht, wie bald sie auch seine Wohnstätte sein sollte.

Nun fuhr er durch die Gegend, die sein Fuss noch nie betreten hatte. Als er in Berlin auf dem Gymnasium gewesen war, hatte er ja bei Simmerts gewohnt, und das vornehme Westviertel am Kurfürstendamm war ihm daher wohlvertraut geworden. Aber hierhin hatte ihn sein Weg noch nie geführt. Mit tiefem Befremden, innerlich heftig abgestossen, nahm er die Physiognomie des Stadtteils wahr, der nun seine engere Heimat werden sollte. Er war ja für seine Person gar nicht verwöhnt. Die bescheidenen Bauten und einfachen Lebensverhältnisse in dem schlesischen Landstädtchen und auch in

Jena waren ihm nie unsympathisch gewesen; aber freilich, da half der Reiz der herrlichen Natur ringsum über vieles hinweg, und die anmutige Traulichkeit des Kleinstadtlebens verklärte selbst die Dürftigkeit noch mit einem Hauch beschaulicher, idyllischer Poesie. Aber hier?

Diese vier- und fünfstöckigen Mietskasernen in endlosen Strassenzeilen, grau und düster dreinschauend mit ihren einförmigen, schmucklosen Fassaden, vielfach verschmutzt, mit abgeplastertem Putz und Farbbelag; an jedem Haus ein Haufen Zettel, die Schlafstellen ausboten, und vor dem Tor überall eine Schar lärmender, elend aussehender Kinder, schlecht gepflegt und erzogen, die in ihren altklugen, scharfzügigen Gesichtern keine Spur echter kindlicher Freude mehr zeigten. Dazu die finster oder stumpfsinnig dreinblickenden Gesichter der Männer, die wieder zur Arbeit eilten, die abgehärmten, vorzeitig alt und hässlich gewordenen Frauen, an einem Arm den Esskorb für den Mann draussen in der Fabrik, auf dem anderen das jüngste Kind und meist schon wieder baldigen Familienzuwachs verratend — welch trostlose Sphäre! Darin lebten nun seine arme Mutter und seine Geschwister bald ein halbes Jahr, das sollte nun auch seine tägliche Umgebung werden! Der Gedanke allein schien ihm schon unerträglich — er meinte in dieser Atmosphäre der freudlosen, düsteren Werktätigkeit und abstossenden Dürftigkeit ersticken zu müssen.

Dann hatte der Wagen endlich gehalten. Gott

sei Dank, das Haus, wo die Mutter wohnte, und auch die Nachbargrundstücke machten wenigstens einen etwas besseren, freundlicheren Eindruck, und das gegenüber im Grünen liegende Stift war für diese traurige Gegend eine wahre Oase.

Dann das Wiedersehen mit den Seinen! Auf sein Klingeln war Lisbeth angestürzt gekommen und hatte sich in heftiger Bewegung in dem dunklen, schmalen Korridor an ihn gepresst, die Arme fest um seinen Hals schlingend. Sie sagten beide kein Wort, aber sie fühlten jeder, was das Herz des andern sprach, und es tat ihnen im Innersten wohl, trotz allen Leids: Sie verstanden einander.

Hierauf war Hellmrich ins Wohnzimmer zu seiner Mutter getreten; aber er war tief erschrocken, als er sie wiedersah. Mein Gott, was war sie in diesem letzten halben Jahr gealtert! So abgefallen, einen solch bitteren Zug im Gesicht und ein so reizbares, nervöses Wesen. Das war ja seine liebe, gute Mutter gar nicht mehr — wie furchtbar musste sie sich inzwischen gequält haben! Mit unendlichem Mitleid und mit einem brennenden Schuldgefühl, dass er nicht längst schon hier zur Hilfe geeilt war, umarmte Hellmrich die Mutter. Er machte nicht viel Worte, aber der tief ergriffene Ton seiner Stimme zeigte ihr deutlich, dass es ihm heiliger Ernst war, als er ihr nun gelobte, fortab mit aller Energie nur noch für sein Examen und die Miterhaltung der Seinen arbeiten zu wollen. Da war sie, alle Vorwürfe vergessend, in heisse Tränen ausgebrochen, hatte den

Sohn an sich gezogen und sich an seiner Brust von Herzen ausgeweint.

Und dann war endlich die ersehnte Stunde gekommen, wo Hellmrich in den für ihn bestimmten Raum geleitet wurde, um mit sich allein etwas zur Ruhe zu kommen. Die Schwester führte ihn hin. Es war ein kleines Hinterstübchen, in dem sie bisher selbst gehaust hatte. Doch nun hatte sie sich bei der Mutter vorn miteinquartiert. Das Gemach trug noch in seiner bescheidenen, aber freundlichen Einrichtung ganz den Charakter eines Mädchenstübchens; aber über dem alten, verschnörkelten, kleinen Schreibtisch am Fenster — einem Familienerbstück von der Grossmutter her — hing, umrahmt von alten Alemannen-Mützen und -Bändern, eine buntfarbige, grosse Photographie von Jena, ein Geschenk, das Karl einst im ersten Semester der Schwester gemacht hatte. Da hatte der Bruder das Mädchen in überquellender Rührung und Dankbarkeit in seine Arme geschlossen, und sie hatte eine heisse Träne auf ihrer Wange gefühlt. —

Die verständnisvolle Liebe der Schwester war es auch gewesen, die Hellmrich allmählich sein Los hatte erträglich finden lassen. Gleich am ersten Tage nach seiner Ankunft hatte er alle erdenklichen Schritte getan, um sich eine Einnahme zu schaffen. Er hatte ein paar Inserate in die Zeitungen gesetzt, dass er Privatunterricht geben wolle, und hatte sich auch deshalb an mehrere seiner alten Lehrer gewandt. Aber Wochen, zugleich voll angestrengtester

Arbeit im Hause für das Examen, waren vergangen, ohne dass seine Bemühungen Erfolg gehabt hätten. Seine Mutter war über das Fehlschlagen seiner Versuche so mutlos und verzweifelt geworden, dass es schwer auf alle andern drückte. Es war ein hartes Stück für Hellmrich, ihr in dieser Zeit frohe Zuversicht zu heucheln und Mut einzusprechen, während er selbst bald an allem verzweifelte und sich obenein noch mit Selbstvorwürfen peinigte, dass er durch seine Schuld nun hier noch der armen Mutter auf der Tasche lag.

Aber da fand er eine segensreiche Hilfe an der Schwester. Das tapfere, hochherzige Mädchen sass an jedem Abend, noch spät, wenn die andern alle schon zur Ruhe gegangen, und nachdem sie, nach dem Tagesunterricht in der Handelsakademie, mit eisernem Fleiss noch stundenlang zu Hause geübt und studiert hatte, lange, bis in die Nacht hinein bei dem Bruder. Sie drang mit ihrem klaren, hoffnungsstarken Sinn, mit immer neuen Trostgründen herzhaft auf Hellmrich ein, bis auch er wieder frischen Mut bekam. Aber noch mehr, sie wusste ihn zu überzeugen, dass er mit seiner Stenographie, die er schon als Schüler gelernt und im Kolleg weiter geübt hatte, sich einen guten Nebenverdienst schaffen könnte, wenn er sich nur noch weiter darin vervollkommnete. So sassen sie denn beide eifrig über ihren Heften und diktierten abwechselnd einander, immer schneller werdend, Parlamentsreden aus der Zeitung, oder kaufmännische Briefe in die

Feder. Wenn sie aber so genug der Arbeit getan, dann blieben sie oft noch ein Stündchen traulich plaudernd bei einander, und Hellmrich schwärmte, glänzenden Auges, die Wangen gerötet, von seinem lieben Jena und all den wackeren Kameraden, die er dort zurückgelassen hatte, wusste er doch, dass seine Liesel für alles, auch das Geringste, was ihm wert war, tiefinneres Interesse hatte. So linderte sich, im sanft-wehmütigen Ausklingen der frohen Burschenmelodie in seinem Herzen allmählich der Schmerz um den Abschied von Jena und seiner Freiheit. Im Aufgehen in der Vergangenheit hatte er der Schwester denn auch — es war das erste Mal, dass er zu einem Menschen davon sprach — eines Abends sein Herz aufgeschlossen und von seiner unerwiderten Liebe zu Lotti Gerting erzählt. Und seit der Stunde war's ihm leichter um's Herz geworden; hatte er doch nun eine treue Seele, zu der er von der trotz allem immer noch Geliebten reden und seinem Gram um ihren Verlust Luft machen konnte.

Endlich kam denn auch von aussen einmal etwas Gutes. Sein treuer alter Gönner Professor Pflog teilte ihm eines Tages mit, dass er um Beschaffung eines Nachhilfeunterrichts für einen seiner Primaner gebeten worden sei. Es handle sich um eine tägliche zweistündige Hilfe, für die ein Monatshonorar von hundert Mark ausgesetzt sei. Er habe sofort Hellmrich empfohlen und bäte ihn nun, sich unverzüglich vorzustellen. Eilends war Hellmrich zu dem Vater des Schülers gefahren und freudestrah-

lend kam er mittags nach Haus — die Stellung war ihm gegeben worden. Das war ein Freudentag für die ganze Familie, und der Mutter war nun eine Zentnerlast von der ewig bekümmerten Seele genommen worden.

II.

Zum Henker! Nein, es ging heute wahrhaftig nicht! — Aufgeregt warf Hellmrich das Buch vor sich hin, dessen Gedankengang er sich trotz aller Bemühungen nicht einprägen konnte. Es war heute einer jener Tage, wo man vor Unlust nichts zu stande bringt. Draussen ein grauer, regnerischer Tag. Wenn sein Blick durch das offene Fenster hinausirrte, so starrten ihn die öden, grauen und schmutzigen Wände des Hinterhauses an; eng, von allen Seiten eingeschlossen war das Gesichtsfeld, wie in einem Gefängnis. Wollte der geängstigte, sehnsüchtige Blick sich über das nassglänzende Schieferdach ins Freie retten, wo sonst ein kleiner, viereckiger Ausschnitt des blauen Himmels tröstlich daran gemahnte, dass es doch noch etwas anderes als Mauersteinhaufen auf der Welt gab, so sank er heute traurig schwer nieder, denn auch da oben ein trostloses, ödes Grau! Und in diese trübselige Szenerie passte so ganz das Treiben der Hinterhausbewohner, dessen unfreiwilliger Zeuge er war.

Ein lautes Weh- und Hilfe-Geheul und das viehische Gebrüll einer lallenden, rauhen Mannes-

stimme hatten ihm vorhin verraten, dass der ewig betrunkene Schuster im Seitenflügel seine Frau wieder einmal durchgeprügelt hatte, und nun erscholl zur Abwechslung das widrige, gellende Keifen des rothaarigen Weibes, da ihm gerade gegenüber. Notgedrungen nahm er bei dem offenen Fenster — er konnte nicht ohne frische Luft leben — tagtäglich an den Familienszenen da vis-à-vis teil. Fünf unbändige Rangen mit verbissenen, trotzigen Gesichtern hausten da mit der Mutter und dem tagsüber auswärts arbeitenden Vater in einer Stube und der Küche. Die Frau wusch zudem noch im Hause. Da blieben die rotköpfigen kleinen Scheusäler sich selbst überlassen und trieben jeden Augenblick einen neuen Unfug, sodass das arme, abgehetzte Weib alle paar Minuten von ihrem Wäschetrog am Fenster hinwegspringen musste und mit Geschimpf oder wuchtigen Hieben Ordnung zu schaffen versuchte. Ein liebliches Familienidyll! Wahrhaftig, das fehlte ihm gerade heute noch.

Hellmrich warf krachend die Fensterflügel zu, einen grimmigen Blick zu der verwundert herüberschauenden Wäscherin hinschleudernd. Das heisst, eigentlich konnte sie ihm ja leid tun. Wer weiss, vor sechs, sieben Jahren war sie vielleicht noch ein frisches, hübsches, lebenslustiges Mädel gewesen, das sich solche Ehefreuden auch nicht hatte träumen lassen. Aber ganz egal! Er konnte das heute nicht mehr ertragen; auch er hatte schliesslich mal Nerven. Missmutig schritt er zu der Zigarrenkiste auf

der Kommode zwischen den zierlichen Nippes der Schwester hin, wo er seinen Tabak herbergte, und stopfte sich seine lange Pfeife, deren Genuss ihm hier, auf Fürbitte der guten Liesel, von der Mutter gestattet war. Dann liess er sich auf das kleine Sofachen mit dem verschlissenen Plüschbezug niederfallen — das wurmstichige Gestell ächzte dabei bedenklich — und rauchte vor sich hin. Seine Gedanken eilten in die Ferne.

Mein Gott, was hatte ihm in Jena so ein Regentag getan! Ja, hatte es denn überhaupt einmal in jenen ganzen vier Jahren in Jena geregnet? Er sann ganz ernsthaft nach. Nun, gewiss wohl hin und wieder, aber, dass er sich so gar nicht darauf besinnen konnte, das war doch der beste Beweis dafür, dass das gar keinen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Ob Sonnenschein, ob Regen — fidel, sorglos war man da immer gewesen. Ja, der Schoppen schmeckte erst recht, wenn es draussen prasselte, und sogar ein Bummel aufs Bierdorf oder durch den Wald war bei Regenwetter ganz famos. Da hatte man sich die hohen Kanonen angezogen und war lustig drauf los gestiefelt. Richtig, jetzt fiel's ihm ja deutlich ein, wie sie so manchmal bei tollstem Guss den steilen Weg vom „Wilhelm" hinuntergeschlittert waren, dass die faustdicken Schollen des zähen Lehmbodens von den Sohlen der Hintermänner her den Vorangehenden klatschend um die Ohren sausten. Einmal dem immer tip-topen Simmert, der sich gerade umdrehte, mitten ins Ge-

sicht! Er musste jetzt noch lachen, wenn er daran dachte.

Ja, ja, Jena! Und Hellmrich paffte, die Brust von tiefer, schmerzlicher Sehnsucht geschwellt, mächtig vor sich hin. Wenn er nur wenigstens mal ordentlich was von dort zu hören bekommen hätte! Er dachte es heute wieder, wie schon so oft. Freilich, er erhielt ja öfters einmal eine Nachricht, eine Bierkarte vom Kneipabend oder von der Mensur — aber, was war das für seine brennende Begier, Ausführliches zu hören über alles, woran sein Herz nach wie vor in unwandelbarer Treue hing! Pahlmann hatte ihm zwar schon seit drei Wochen einen „richtig gehenden" langen Brief in Aussicht gestellt, aber es war halt immer beim Versprechen geblieben. Gewiss, Hellmrich wusste ja selber am besten, dass man im lieben Jena von lauter Nichtstun so in Anspruch genommen war, dass man zum Schreiben wirklich nicht kam — aber trotzdem, man empfand das doch recht schmerzlich, wenn man selber erst einmal draussen war.

In solche Gedanken verloren sass Hellmrich lange, dann liess ihn plötzlich ein Klingeln hochfahren, und zugleich vernahm er draussen auf dem Korridor das bekannte Geräusch, wenn Postsachen durch den Briefeinwurf in der Tür geworfen werden. Er sprang auf und sah nach der Uhr: Richtig, gerade zehn, wo die zweite Post zu kommen pflegte! Ob ihm vielleicht heute gerade der Postbote die ersehnte briefliche Mitteilung aus Jena gebracht hatte?

Von einer dunklen, erwartungsvollen Ahnung getrieben, eilte Hellmrich hinaus. Da lagen in der Tat auf dem Boden zwei Briefe — er hob sie schnell auf — und der eine, wahrhaftig, war von Pahlmann! Hellmrich hätte vor heller Freude aufjubeln mögen. Schleunigst eilte er nun mit seinem Schatz in sein Zimmerchen und fetzte ungeduldig den Umschlag auseinander: Gott sei Dank! Volle zwölf Seiten hatte Pahlmann geschrieben — der gute Kerl, das mochte ihm verdammt sauer geworden sein! Und mit dankbarer Rührung vertiefte sich Hellmrich in die etwas kritzlichen Schriftzüge seines getreuen Berichterstatters. Der schrieb also:

„Lieber Hellmrich!

Endlich komme ich dazu, Dir meinen langversprochenen Schreibebrief zu senden. Du wirst gewiss schon mit Sehnsucht darauf gewartet haben; aber es ging faktisch nicht eher. Nun aber drückt mir ein grosses Ereignis, leider kein freudiges, die Feder in die Hand. Hier ist nämlich etwas Tolles passiert: Toni ist i. p. raus! Es tut uns allen furchtbar leid, denn es war natürlich nur eine versoffene Geschichte, aber es ging nicht anders. Er hatte uns zu wüst kompromittiert, und zwar gerade den Vandalen gegenüber. Da mussten wir ihn eo ipso rauswimmeln.

Die Sache ist so zugegangen: Du weisst ja, dass Toni schon lange eine Sauwut auf Simmert hatte, namentlich Deinetwegen und wegen Bems

angeschossenem Pedal. Da hatte er also schon lange drauf gespannt, dass er sich den „Grafen", der sich übrigens immer mausiger machte und die Nase gar nicht mehr hoch genug kriegen konnte, mal kaufte. Aber Simmert musste irgendwie Wind davon gekriegt haben, denn er ging Toni egal aus dem Wege, sodass er ihn nicht stellen konnte. Bis am letzten Sonnabend — heute vor vier Tagen — da platzte die Bombe endlich. Es war gerade nachmittags, wo Simmert meist spazieren zu reiten pflegte, da lief er durch Zufall Toni gerade vor dem Ulmer seinen Laden in die Hände. Er wollte schnell umkehren, aber Toni rief ihm in seiner perfiden Art laut ins Gesicht, sodass es ein paar Cimbern, die gegenüber auf dem Trottoir gingen, hörten und stehen blieben: „Aha, eine wohllöbliche Vandalia konzentriert sich rückwärts." Darauf wurde Simmert ganz blass, aber ging nun an Toni ran und fragte, was er damit sagen wollte. Da sah ihn der mit ein paar Augen an — na — Du kennst ihn ja, es kann einem graulich dabei werden — und sagte bloss: „Dass Sie der grösste Lump und Kneifer in ganz Jena sind!"

Simmert wird natürlich im selben Augenblick wie ein Tobsüchtiger, nimmt die Reitpeitsche — er hatte wohl gerade zu Pönecke in den Stall gewollt — will Toni damit verdreschen, aber der, wie der Teufel, reisst ihm das Ding aus der Hand und haut wie ein Verrückter auf Simmert los, der im ersten Moment so verblüfft war, dass er

Toni erst den Arm festhalten konnte, als er schon ein paar Striemen im Gesicht weg hatte.

Natürlich hatte sich inzwischen ein Mordsauflauf gebildet. Ich möchte ja nicht in Simmerts Haut gesteckt haben; manche sagen, er hätte beinahe geheult vor Wut. Wenn er nur seinen Revolver da gehabt hätte — hat er nachher zu Tobias gesagt — er hätte Toni einfach niedergeknallt. Na, das Ende vom Liede war natürlich 'ne Pistolenforderung, auf fünf Schritt Barriere bis zur Abfuhr. Am Sonntag Vormittag war Ehrengericht, und am nächsten Morgen sollten sie knipsen. Am Sonntag Nachmittag ist Toni dann noch mit Ranitz und dem langen Dircksen von den Freiburger Rhenanen — Du weisst, seinem alten Kompennäler — oben auf dem Jenzig gewesen und hat sich eingeschossen. Er soll brillant geschossen haben, auf zehn Schritt noch immer das Ass aus der Karte, und hat gesagt: „Gottverdimich! Wenn ich den Schuft, den Simmert, morgen nicht runterputze, will ich Matz heissen!"

Es kam aber leider anders, und natürlich steckt wieder so ein verfluchtes Frauenzimmer dahinter! Gleich nachdem Du von hier fort warst, ist nämlich eine Schauspiel- und Operetten-Gesellschaft aus Leipzig hergekommen und hat im Engelsaal gastiert. Und selbstverständlich ist Toni wieder der Hahn im Korbe bei all den Weibsbildern der Truppe gewesen. Namentlich die Soubrette, Tilly von Garmond nannte sich die Nummer —

es war notabene wirklich ein famoses Weib — die war einfach futsch in ihn. Sie hat sogar den Oberleutnant von Teschdorff, der doch sonst alle Theaterweiber immer an der Strippe hat, seinetwegen höllisch abfallen lassen. Na, da ist es ja schliesslich auch wohl zu verstehen, dass Toni ein bisschen verknallt war. Nun wollte es aber zu seinem Unglück der Zufall, dass gerade an diesem selben Sonntag die Gesellschaft ihr letztes Gastspiel gab und noch am Abend nach der Vorstellung abreiste. Da hat denn Toni, der während der Vorstellung hinten in der Garderobe mit seiner Dulcinea mächtig Sekt gekneipt hatte — im letzten Akt kam sie sogar regelrecht angeschwipst auf die Bühne — sich von ihr beim zärtlichen Abschied auf dem Bahnhof breit schlagen lassen, noch ein Ende mitzufahren, bloss bis Grossschwabhausen. Und richtig, er kriecht auf den Leim, nimmt zwei Billets erster Klasse, und los geht's. Im Tête-à-tête mit ihr vergass er denn natürlich das Aussteigen und fuhr bis Weimar mit, er hat's uns ja nachher selber erzählt. Da war aber unglücklicherweise wieder längerer Aufenthalt, es wurde weiter gekneipt, und schliesslich liess er sich von ihr zureden, die angebrochene Nacht doch nun noch weiter mit ihr zu verbringen. Er wollte denn auch richtig noch bis Bebra weiter mitfahren und dann mit dem Nachtzug über Weimar nach Jena zurückkehren. Aber es kam anders. In Bebra war er eingeschlafen gewesen; das Weib, die Tilly,

hatte natürlich ihre diabolische Freude an dem Spass und liess ihn ruhig bis Frankfurt a. M. mitfahren. Was er da wohl am andern Morgen für Augen machen würde!

Na, sie hat sich ja mächtig geschnitten! Als Toni am andern Morgen, Montag früh, im Bahnhof zu Frankfurt aufwachte, wo er gerade Simmert im Rautal gegenüber stehen sollte, da wird er ja wohl nicht gerade zu Zärtlichkeiten aufgelegt gewesen sein!

Was soll ich Dir nun weiter sagen? Wir fahren früh um fünf Uhr bei Toni vor, finden ihn nicht in seiner Bude und merken, dass er überhaupt nicht die Nacht nach Haus gekommen ist. Wir rennen in's Café Eychelberg und Held, aber nirgends ist er gewesen, in ganz Jena ist er nicht aufzutreiben.

Inzwischen waren aber die andern, Sekundant, Arzt und Testant, immer für alle Fälle ins Rautal gefahren, wo die Gegenpartei, höchst verwundert, schon lange wartete. Aber auch die letzte Hoffnung, dass Toni vielleicht irgendwie allein hierher gekommen sein könnte, war vergebens: Keine Spur von ihm zu sehen. Die Vandalen waren auf unser Bitten so anständig und warteten noch anderthalb Stunden. Dann aber kam Ranitz in einer Chaise angeprescht und teilte mit, was wir inzwischen in Jena rausgekriegt hatten, dass Toni gestern Nacht wirklich abgereist sei, ohne Nachricht zu hinterlassen — kein Mensch wusste wohin.

Na, die Gesichter hättest Du sehen sollen! Nur einer mag wohl heimlich mordsvergnügt gewesen sein — Simmert! Der hat wirklich einen heillosen Dusel! Auf so gute Art davor gekommen zu sein! Denn nun war natürlich die Sache erledigt — Toni hatte ja dem Anschein nach eklatant gekniffen, war einfach ausgerissen. Zwar als wir wieder nach Jena reingekommen waren, so gegen neun Uhr, fanden wir ein dringendes Telegramm auf der Kneipe vor, das lautete: „Alemannia Jena. Zug verschlafen. Komme mit nächstem Schnellzug zurück. Bitte dringlichst Austrag der Angelegenheit zu verschieben. Rittner." Aber es war zu spät. Schon ein paar Stunden später schickten uns die Vandalen ein Schreiben zu, worin sie uns erklärten, dass sie nach dem heutigen Verhalten des Herrn Rittner, der sich dem Austrag eines Duells durch die Flucht entzogen habe, sich nicht mehr in der Lage sähen, diesen Herrn als satisfaktionsfähig anzusehen. Die zwischen ihrem C. B. Simmert und Herrn Rittner schwebende Ehrensache wäre natürlich damit erledigt.

Und wir? Was sollten wir nun weiter tun? Nachmittags kam Rittner an, vor physischem und moralischem Jammer ganz bleich und verstört, und erzählte uns, wie alles gekommen war. Als er hörte, was geschehen, da brach er förmlich zusammen. Denn nun wusste er ja, dass er keine Hoffnung mehr hatte, seine Ehre zu reparieren. Er sagte kein Wort mehr zu uns, sondern ging

sofort von der Kneipe weg nach Haus. Um acht Uhr hatten wir dann Konvent, um über seinen Fall zu beraten. Wir hatten ihn durch einen Fuchs zitieren lassen: aber er war nicht gekommen. Er hatte dem Fuchs nur ein paar Zeilen mitgegeben; er wüsste, was ihm selbstverständlich nach den Gesetzen des Ehrenkodex geschehen müsse. Dass er kein Kneifer sei, das glaubten wir ihm ja wohl nach seiner heutigen Erklärung und wie wir ihn sonst kennten. Im übrigen möchten wir tun, wie wir müssten. Er würde natürlich bereits morgen Jena für immer verlassen.

Wir waren wirklich alle furchtbar geknickt; einen Kerl wie ihn, der über dreissig Mal losgewesen und sich vor dem Teufel selbst nicht gefürchtet hätte, nun als Kneifer exkludieren zu müssen! Man hätte faktisch heulen können über so 'ne Gemeinheit des Schicksals. Aber es half uns ja alles nichts. Schliesslich haben wir wenigstens das Letzte getan, was wir konnten, dass wir ihn nicht cum infamia rausgejagt haben, sondern bloss i. p. dimittierten. Weiss Gott, leicht ist wohl keinem von uns die Abstimmung geworden!

Ja, wer hätte das gedacht, als Du noch in Jena warst! — — —

Sonst hat sich hier eigentlich nichts ereignet und verändert. Bem ist inzwischen lange als geheilt aus der Klinik entlassen und geht dieser Tage in die letzte Station vom Staatsexamen. Dass

Korff, nachdem ihm unser A. H. Dr. Mantz die Assistentenstelle abgeknöppt hat, nach Berlin gegangen ist, habe ich Dir wohl schon mal auf einer meiner Karten geschrieben? Unsre neuen Füchse lernen das Fechten brenzlig, besonders der lange Müller; der Kerl hat ein famoses Handgelenk —- pass auf, das wird mal unser Renommierfechter!

Im übrigen wird hier noch immer feste weiter gesäuft. Dabei ist mir denn auch, kurz vor dem Krach mit Toni, ein Malheur passiert. Ich war nämlich vorige Woche bei Vater Pilling in Pension. Drei Tage Karzer, weil ich bei einer kleinen Holzerei mit Proleten im „Rautenkranz“ etwas lebhaft mitgewirkt und auch dem Nachtrat eins auf die Mütze gepfeffert habe. Ich war im „Schloss Sanssouci“ einlogiert — weisst Du, wo wir das letzte Mal noch zusammen Hähnchen besuchten, als er den dämlichen Polypen bei der angeblichen Futterkiste die ganze Nacht auf seiner eiskalten Bude eingesperrt hatte. Der Hahn hat sich jetzt übrigens als Arzt in Grossenroda niedergelassen, im Gothaschen; na, ich möchte ja dem „Retter der Menschheit“ mich auch anvertrauen! Danke, Komma!

Nun, lieber alter Verstand, bin ich am Ende meiner Weisheit. Ich habe auch wahrhaftig in meinem Leben noch nie einen so blödsinnig langen Brief geschrieben. Wenn mir das man gut bekommt! Ich habe einen richtig gehenden Tat-

terich vom vielen Schreiben in meiner Flosse gekriegt. Oder, meinst Du, dass das etwa von was anderem käme?!

Na, denn Proscht!

Lass Dir's gut gehen, altes Haus, und schreib' bald auch mal recht ausführlich! Was machst Du eigentlich in Berlin? Ich kann mir gar nicht mehr vorstellen, wie man da die Zeit totschlägt.

Mit herzlichem Gruss

Dein

Pastor.

P. S. Morgen ist „dies academicus" beim „Kämmer-Karl". Das wird wieder eine schöne Knillität werden!"

Hellmrich war aufgesprungen, und nun lief er, in tiefster Erregung, gesenkten Hauptes im Zimmer auf und ab. Herrgott, war es denn möglich? Heinz Rittner mit Schimpf und Schande aus Jena weg, aus dem Kreis der Alemannen ausgestossen! Er, der so lange ihr Stolz gewesen! — Welch' Unheil für den Ärmsten! Nun hatte er den letzten Halt verloren, nun ging es sicher mit ihm bergab! Und plötzlich fiel Hellmrich jener Moment ein, am Morgen seiner Abreise von Jena, wo Toni so hoffnungslos von seiner Zukunft gesprochen hatte. Mein Gott, wie unheimlich schnell hatte sich dieses Ahnen erfüllt! Als ob er es damals schon gewusst hätte. Armer, armer Kerl!

Und noch eins erfüllte Hellmrich mit tiefem

Weh: Wie schnell schloss sich doch die Lücke, wo jener gestanden hatte, im Kreise der Alemannen! Aus Pahlmanns Worten fühlte er es ja deutlich heraus. Gewiss, wohl hatte man im Augenblick des Geschehens unter dem starken Eindruck des Traurigen gestanden. Aber alsbald war man auch darüber hinweggekommen. Sentimentalität gab es da wahrhaftig nicht. Wer nicht mehr dazu gehörte, nun der musste eben hinaus und existierte nicht mehr für die anderen. Über den Gefallenen ging gleichgültig das gewohnte Leben, sorglos und lustig, hinweg. Gelegentlich wohl mal ein bedauerndes „Schade um den armen Kerl!", aber damit war auch das Mitgefühl erschöpft.

Ja, ja, man musste wohl erst einmal herausgerissen sein aus dem ruhelos dahinsprudelnden Treiben, zur Vereinsamung und zum Selbstbesinnen gelangt sein, um solche Dinge tiefer empfinden zu können. Glückliche, ahnungslose Jugend, Ihr anderen, die Ihr noch mitten auf dem Strome schwimmt! Aber hütet Euch — er hat Strudel, in denen Ihr versinken könnt, ohne dass Ihr es ahnt.

Armer Heinz!

III.

„Ja, mein Kind, da wird Dir doch nichts weiter übrig bleiben, als Deinen Besuch zu machen, wenn Deine Mutter einmal so grossen Wert darauf legt!“

Frau Simmert sagte es zu Lotte Gerting, die nun schon ein paar Wochen bei ihr zu Gast weilte. Sie hatte zu Beginn des Winters die Braut ihres Sohnes auf längere Zeit eingeladen, um das Mädchen näher kennen zu lernen. Lotte hatte nun eben einen Brief von der Hofrätin aus Jena bekommen, worin diese die Tochter wieder einmal gemahnt hatte, nun doch endlich die bis jetzt verabsäumte Visite bei ihrer alten Freundin Henriette Hellmrich zu machen. Die rein persönliche Differenz zwischen Karl Hellmrich und ihrem Verlobten wäre doch schliesslich kein Grund, die alten guten Beziehungen zwischen den Müttern abzubrechen. Henriette wüsste aber doch, dass Lotti in Berlin sei, und ein längeres Hinausschieben des Besuches würde von ihr gewiss und mit Recht als eine verletzende Unaufmerksamkeit schmerzlich empfunden werden.

Lotte seufzte, als nun auch noch die Schwiegermama ihrer Mutter beitrat. Da würde ihr freilich

nichts anderes übrig bleiben, als diesen Dornenweg zu wandeln. Aber es war ihr im höchsten Grade widerwärtig. Wie peinlich war es nicht für sie, der Mutter Hellmrichs nach allem Geschehenen entgegenzutreten, und womöglich ihm gar selber, denn sie wusste ja von Mama, dass er bei seinen Angehörigen wohnte.

„Ach Gott, wie kommt man denn bloss hinaus nach der Kastanien-Allee? Diese schauderhafte Gegend!" fragte Lotte mit kläglicher Miene und sah, ein verdriessliches Mäulchen machend, aber doch mit einem eingeschüchterten Blick zu der alten Dame hinüber, die steif und aufrecht ihr gegenüber am Schreibtisch ihres Arbeitszimmers sass und die zahlreichen für sie eingegangenen Briefschaften mit kühler, geschäftsmässiger Ruhe nach ihrem Inhalt in verschiedene Häufchen sortierte. Als die Schwiegermama, deren strenges Gesicht kein Zeichen näherer Teilnahme an ihrer Angelegenheit verriet, nicht gleich auf ihre Klage antwortete, fuhr das junge Mädchen mit noch stärker betonter Unlust fort: „Ich finde mich da ja überhaupt gar nicht zurecht und graule mich so furchtbar. Da gibt's doch bloss lauter Arbeiter und solch pöbliges Volk."

„Liebe Charlotte, Arbeiter sind doch auch wohl achtbare Menschen, wenn sie ehrlich und fromm sind," verwies sie, mit strafendem Blick aufschauend, Frau Simmert, die nach dem Tode ihres Mannes ganz in Wohlfahrtsbestrebungen kirchlicher Art aufging. „Und ausserdem, Du kommst ganz einfach

dahin. Die Strassenbahn geht vom Nollendorfplatz aus direkt nach der Kastanien-Allee. Du kannst also bis vor's Haus fahren."

Lotte fand in diesem Moment die Schwiegermama einfach wieder einmal empörend. Diese Gnietschigkeit! Statt dass sie vom Mädchen eine Droschke holen liess, mutete sie ihr wahrhaftig zu, Strassenbahn zu fahren, und diese endlose Strecke — womöglich mit lauter ekligen Marktweibern und schweissduftenden Arbeitern. Aber so war sie ja immer!

Lotte war überhaupt sehr wenig entzückt von ihrem Aufenthalt hier. Wie anders hatte sie sich das alles vorher ausgemalt. Sie hatte gehofft, recht viel von Berlin zu sehen zu kriegen, ordentlich Gesellschaften mitzumachen und als Bräutchen allenthalben gehätschelt und gefeiert zu werden — und nun nichts von alledem! Rolfs Mutter war ja eine so ernste, bigotte Frau, die ewig bloss von ihren Bibelstunden, Missionsversammlungen und Komitee-Sitzungen sprach — es war ja zum Auswachsen. Und so furchtbar streng! Sowie man bloss mal ein unbedachtes Wort sagte, wie sie es doch von Haus aus so gewöhnt war, bums, kriegte man gleich immer eins auf den Mund. Und von Vergnügen keine Ahnung! Immer nur im Haus glucken, einen Tag wie den andern. Keine Gesellschaften, nicht einmal ins Theater kam man. Nur einmal, da war sie mit ihr ins Schauspielhaus, in die „Jungfrau von Orleans" gegangen — die sie als Schulmädel schon nicht mehr

hatte ausstehen können. Und dann dieser wirklich ekelhafte Geiz! Bei dem Riesenvermögen, das ihr doch ihr verstorbener Mann hinterlassen hatte, gönnte sich diese Frau nichts, aber rein gar nichts! Da sass sie zwar, — doch lediglich aus Pietät gegen den Verstorbenen — noch in der grossen, eleganten Wohnung in der Tauenzienstrasse, aber bloss mit zwei Mädchen. Kein Diener, kein Kutscher, kein Wagen, was sie sich doch gewiss alles hätte bequem leisten können. Ja — es war wirklich zum Lachen! — — sie spendierte sich nicht einmal eine Droschke, wenn sie ausging, sondern immer bloss Hochbahn und Elektrische. Wirklich, es war gar nicht zu begreifen, wie ihr Rolf, der reizende, elegante Mensch, solche Mutter haben konnte. Na, wenn es nicht um ihn gewesen wäre, so hätte sie ja auch schon längst wieder eingepackt! Aber leicht war's hier wahrhaftig nicht, sie sehnte sich schon wieder ganz furchtbar nach Haus, wo sie doch nach ihrer Façon leben konnte und von allen Leuten verhätschelt wurde. —

Lotte hatte sich also richtig auf den Weg gemacht; aber in die „Elektrische" hatte sie sich doch nicht bequemt. Sie wollte recht schneidig und vornehm bei Hellmrichs vorgefahren kommen, wie es der Braut eines so reichen Erben zukam. So griff sie denn lieber in ihre kleine Privat-Reisekasse und riskierte mal zwei bis drei Mark für einen Taxameter, den sie ein paar Strassenecken weiter nahm. Sie kam sich nun sehr chik vor, als sie so

ganz solo, in ihrem hübschen, extra für diese Reise angefertigten Visitenkostüm flott dahinfuhr. Die beifälligen, mitunter zwar auch recht dreisten Mienen und Blicke der Herren, die sie prüfend musterten, nahm sie als eine angenehme, prickelnde Huldigung insgeheim sehr befriedigt hin, wenn sie zwar auch äusserlich eine sehr vornehme kalte Gleichgültigkeit markierte und sich nonchalant in ihren Wagen zurücklehnte.

So war die Fahrt, so lange sie durch die belebten Stadtteile führte, wo es „anständige" Menschen gab, sehr amüsant; aber dann, nach dem Norden zu, wurde es abscheulich. Pfui! wie konnte man bloss in diesem grässlichen, düsteren Viertel, zwischen all diesen kleinen Leuten wohnen! Na, Gott sei Dank, dass sie dem Schicksal klug aus dem Wege gegangen war! — Nun war sie am Ziel ihrer Fahrt angelangt. O Gott, der Taxameter zeigte schon zwei Mark siebzig; das gab ein schönes Loch in ihren Reisefonds. Aber ganz gleich; um alles in der Welt hier nur nicht zu Fuss zurückgehen oder in die Strassenbahn steigen! So hiess sie denn den Kutscher warten und sprang schnell aus der Droschke. Ein paar Arbeiterfrauen, die die elegante jugendliche Gestalt sahen, wie sie leichtfüssig, die Röcke vorsichtig, mit einer leichten Gebärde des Ekels hochgenommen, als scheue sie die Berührung dieses Vorstadtbodens, schnell ins Haus eilte, grinsten ihr höhnisch nach. „Kiek doch die da. Det is ja woll janz wat Feinet!" — „Na, wer weess, wo die die feine Kledage her hat!

Wat Reelles is det doch nich," klang es ihr giftig nach. Ganz blutrot vor Scham und Empörung, helle Tränen in den Augen, stürzte das Mädchen die Treppen empor.

Lotte Gerting musste sich, oben angekommen, erst ein paar Augenblicke sammeln, ehe sie die Klingel zog. Aber ruhig war sie noch immer nicht, und dazu kam die Befangenheit, wie die peinliche Szene sich hier wohl abspielen werde. Nun, sie würde es ja jedenfalls sehr kurz machen, höchstens ein paar Minuten, dann empfahl sie sich wieder. Nun näherten sich drinnen Schritte, und ein junges Mädchen öffnete, sehr einfach angezogen, aber dem hübschen, feinen Gesicht nach offenbar doch kein Dienstbote, also gewiss Hellmrichs Schwester. Lotti nestelte etwas verlegen an ihrem modischen Portemonnaie herum, in dem sie auch ihre schmalen Visitenkarten untergebracht hatte, und sagte mit halblauter Stimme: „Bitte, ich wollte der gnädigen Frau meine Aufwartung machen — Charlotte Gerting aus Jena."

„Ah, Fräulein Gerting!" In unverhüllter Überraschung kam es von Lisbeths Lippen, und ihre Miene nahm im ersten Augenblick einen kühlen, fast abweisenden Ausdruck an. Doch sofort besann sie sich auf ihre Pflichten und fuhr höflich fort: „Aber bitte, treten Sie doch näher. Mama wird sich sehr freuen."

Sie führte den Besuch in die gute Stube, das einzige Zimmer der kleinen Wohnung, das nicht auch zugleich als Schlafraum diente, und bat, sie

ein paar Augenblicke entschuldigen zu wollen. Charlotte liess sich auf einem der altmodischen, kleinbürgerlichen roten Sammetfauteuils nieder, die wohl noch aus der Hochzeitseinrichtung der Frau Hellmrich stammten, wie überhaupt das ganze bescheidene Mobiliar dieses Raumes.

Prüfend musterte sie das Zimmer. Im ersten Augenblick schürzten sich die Lippen des jungen Mädchens etwas geringschätzig. Mein Gott, wie spiessbürgerlich, wie dürftig! Wenn sie an die stilvolle Eleganz der Simmertschen Wohnung dachte! Aber dann, wie sie so im einzelnen ihre Wahrnehmungen machte — da in der Ecke der schöne, edle Kopf der Goethebüste, die wohl einst den Ehrenplatz in der Studierstube des verstorbenen Professors Hellmrich eingenommen haben mochte; über dem Sofa ein paar alte, wertvolle Stiche und hier und da auf den Möbeln manch pietätvoll aufbewahrtes altes Zierstück, das von einem feingebildeten Geschmack und einer besseren Zeit zeugte — da wandelte sich leise ihr Empfinden.

Eine mitfühlende, weichere Stimmung stieg in ihr auf. Ähnelte doch hier so manches dem eigenen Hause, wenn freilich dieses auch grössere Behaglichkeit und einen gewissen Komfort zeigte; aber hier wie da wehte ein stiller, leiser Hauch der Trauer um einen allzufrüh Dahingeschiedenen, die liebevolle Pflege der Erinnerung an den teuren Toten durch das Haus. Und seltsam — mit einem Mal tauchte in Charlotte ganz unvermittelt der Gedanke an jenen

fernen Waldgang mit Karl Hellmrich auf, so greifbar, dass sie seine warmen, treuen Blicke und den Klang seiner herzlichen Worte wieder wahrzunehmen glaubte, und wie damals umwebte sie im Augenblick wieder ein seltsames Gefühl, dass alte unsichtbare, aber tiefinnerliche Bande sie mit ihm verknüpften.

Das junge Mädchen schloss einen Moment lang die Augen, und ein leiser Seufzer entfuhr ihren Lippen. Denn zugleich mit diesem Bilde drängte sich ein anderes vor ihre Seele: Die Gestalt der ernsten, strengen Mutter Rolfs, mit all dem Frosthauch, der sie wie ihr ganzes Haus trotz seines Glanzes erfüllte und ihr jugendlich-warmes Empfinden ängstlich erstarren liess.

Doch schon raffte sie sich wieder zu einer korrekten Haltung zusammen. Die Tür wurde aufgeklinkt, und eine ältere Dame erschien, im dunklen, schlichten Hauskleid, ein grauseidenes Häubchen im Haar, mit etwas blassem, aber freundlichem Gesicht — Hellmrichs Mutter. Hinter ihr trat auch die Tochter wieder ins Zimmer.

Charlotte klopfte das Herz lebhaft, als sie nun rasch auf die Hausfrau zuging und ihr mit einem tiefen Knicks wohlerzogen die Hand küssen wollte, eine schmale, weisse, aber faltenreiche und ausgearbeitete Hand, die nur zwei dünne, gelbe Goldreifen am Ringfinger schmückten. Aber Frau Hellmrich liess es nicht dazu kommen, sondern zog das junge Mädchen an sich, einen mütterlichen Kuss auf ihre noch umschleierte Stirn hauchend. „Wie lieb,

Fräulein Lotti, dass Sie sich bei mir sehen lassen!" sagte sie, und man hörte ihrer Stimme die herzliche Freude an. „Nun seh' ich doch wenigstens die Älteste von meiner guten Anne-Marie, anstatt ihrer selbst!"

Sie führte Charlotte, den Arm zutraulich um ihre Schultern legend, zum Sofa und zog sie zu sich nieder. „Und was für eine grosse Dame Sie geworden sind, seitdem ich Sie nicht mehr gesehen habe. Aber natürlich, wenn man sogar schon verlobt ist! Nun, nehmen Sie noch einmal, jetzt mündlich, meine aufrichtigen, innigen Glückwünsche entgegen, meine liebe Lotti! Möchten Sie so recht von Herzen glücklich werden mit ihrem Verlobten!" Und abermals küsste sie das Mädchen auf die Stirn.

Charlotte stieg dabei eine brennende Röte der Scham und tiefer Verwirrung ins Gesicht. Sie wagte nicht aufzusehen, als ahnte sie die scharf prüfenden Blicke von Hellmrichs Schwester, die ihr da stumm gegenüber sass. Mein Gott, wie entsetzlich waren ihr diese Glückwünsche aus dem Munde der offenbar nichts ahnenden Mutter des Mannes, dem sie das schwerste Herzeleid zugefügt hatte! Wie glühende Dolchspitzen drangen ihr diese gütigen, herzlichen Worte in die Brust. Nur mit höchster Selbstüberwindung gelang es ihr endlich, ein paar abgerissene Dankesworte zu stammeln.

Zum Glück erleichterte ihr Frau Hellmrich die Situation wenigstens nun dadurch, dass sie mit grossem Interesse nach Charlottes Mutter, ihren Ge-

schwistern und Angelegenheiten ihrer Familie fragte. So brauchte sie nur zu antworten und fand dabei ihre Sicherheit wieder. Trotz der grossen Peinlichkeit des ganzen Zusammenseins regte sich doch in Charlotte bald ein aufrichtiges Gefühl der Sympathie für die alte Dame. Sie hatte etwas so Herzliches, ehrlich Teilnehmendes an sich, dass es ihr im Gegensatz zu der gefühlskalten Atmosphäre des Simmertschen Hauses ausserordentlich wohl tat.

Frau Hellmrich ähnelte darin sehr ihrer Mutter, nur dass jene offenbar ein tiefer und ernster angelegter Charakter war. Unwillkürlich kam ihr der Gedanke: Der Sohn ist ganz ihr Ebenbild. Dagegen fühlte Charlotte sofort vom ersten Augenblick an eine starke Schranke zwischen sich und Hellmrichs Schwester. Die trotz aller Höflichkeit kühle Zurückhaltung Lisbeths verriet ihr, dass diese von dem Bruder in sein Herzensgeheimnis eingeweiht worden war, und dass sie der Fremden, die ihm solchen Schmerz bereitet hatte, nicht verzeihen konnte.

Dieses Bewusstsein, das infolge Lisbeths auffälliger Nichtbeteiligung an der Unterhaltung in dem jungen Mädchen immer klarer und stärker wurde, drängte Charlotte schliesslich dazu, schneller, als sie es trotz aller Vorsätze der gütigen Dame zu Liebe sonst getan haben würde, sich zum Aufbruch zu erheben. Aber da wehrte ihr Frau Hellmrich lebhaft:

„Nicht doch, Fräulein Lotti, Sie wollen doch nicht etwa schon gehen? Aber das wäre! Nein, so

schnell lass' ich Sie nicht wieder weg! Und Sie haben ja auch noch nicht einmal unserem Karl Guten Tag gesagt. Der würde Ihnen das aber sicher sehr übel nehmen," fuhr sie harmlos scherzend fort. „Wo er in Jena so viel mit Ihnen zusammen gewesen ist und so schöne Stunden mit Ihnen verlebt hat! — Ja, wo steckt denn der Junge überhaupt nur?" wandte sie sich fragend an die Tochter. „Er weiss am Ende wohl noch gar nicht, dass Fräulein Lotte hier ist?"

Eine für Charlotte entsetzlich drückende kurze Pause entstand. Ihr war, als müsste sie ohne jedes weitere Wort davon stürzen, und unwillkürlich suchten ihre verstörten Blicke Lisbeth. Zum erstenmal sahen sie sich da in die Augen. Hier ein allen Stolz vergessendes, verzweifeltes Flehen: Bitte, bitte, erspar' mir doch das Letzte wenigstens! Dort einen Augenblick eine kalte, strafende Genugtuung; dann ein Blick, der zu sagen schien: Ich täte es wohl, zwar nicht um Deinetwegen, sondern um ihm die Qual dieser Begegnung zu ersparen. Doch alsbald ein kaum merkliches Achselzucken: Aber es wird ja nicht gehen! Wie soll ich der armen Mutter Karls Fernbleiben plausibel machen?! Und die Lippen sprachen nun etwas verlegen:

„Allerdings, Mama! Ich wusste nicht — Karl sitzt gerade über einer sehr wichtigen Vorbereitung für morgen, für die schriftliche Prüfungsarbeit in der Zoologie."

Sofort griff Charlotte nach dem Rettungsseil, das

ihr zugeworfen wurde. Eilends sprach sie und suchte die Hand Frau Hellmrichs zum Abschied zu erfassen:

„Aber nein, auf keinen Fall, gnädige Frau! Ich möchte um alles in der Welt nicht Ihren Herrn Sohn bei seiner Examenarbeit stören. Ich hoffe ihn ja bald — das nächste Mal zu sehen. Also —“

„I, so schlimm ist das doch nicht. Auf eine Minute kommt es doch nicht an! Nein, da kenne ich meinen Jungen besser; der würde mir im Gegenteil schön böse sein, wenn ich Sie so fortgehen liesse. Also, Liesel, spring' schnell hinein und sag' ihm, wer da ist.“

Dieser bestimmten Aufforderung der Mutter gegenüber gab es natürlich kein Ausweichen mehr. Stumm also ging Lisbeth hinaus, den Bruder zu holen.

Ein paar martervolle Minuten verrannen. Lotte war, als würde sie jeden Augenblick hilflos in Weinkrämpfe ausbrechen; dabei musste sie auch noch reden. Sie wusste nicht, was ihre Lippen mechanisch murmelten; hinterher nur wunderte sie sich, dass Frau Hellmrich ihr nicht zweifelnd an den Kopf gegriffen hatte, ob sie denn wirklich nach all dem wirren Geschwätz noch zurechnungsfähig sei.

Dann — dann endlich kam das Gefürchtete, und doch war es nach dieser Tortur des Erwartens schier wie eine Erlösung.

Unter fast ganz gesenkten Wimpern scheu zu Hellmrich aufschauend, sah sie nur so viel, dass er blass, aber völlig gefasst war, wie er vor ihr stand.

Ja, seine Stimme klang ganz kühl, als er ihr nun eine förmliche Verbeugung machte.

„Mein gnädiges Fräulein, ich bin sehr erfreut, Sie zu sehen. Darf ich fragen, wie es Ihrer Frau Mutter geht?“

Höchst betroffen sah Frau Hellmrich den Sohn an. Was war das? Diese steife, mehr als förmliche Begrüssung gegenüber der Tochter ihrer alten Freundin, gegenüber der Lotte, von der er ihr doch so oft in seinen Briefen und in den Ferien warmherzig vorgeschwärmt hatte?

Charlotte merkte es wohl und, einem echt weiblichen Instinkt folgend, um nur keine kompromittierende Szene, keinen Eklat zu haben, zwang sie sich lieber in übergrosser Anspannung zu einem völligen Verleugnen ihres innersten Fühlens. Schnell streckte sie Hellmrich die Hand hin, die dieser nur zögernd ergriff — sie fühlte deutlich, wie widerspenstig sich seine kalten Finger in ihre fiebrig heisse Hand legten — und lächelnd sprach sie, allerdings etwas in nervöser Hast:

„Danke vielmals! Mama lässt Sie speziell herzlich grüssen. Wir sprechen so oft von Ihnen. Es war doch manchmal zu famos in Jena — nicht? Aber wie geht's Ihnen vor allen Dingen? Die Examenarbeiten strengen Sie gewiss sehr an. Sie sehen auch wirklich ein bisschen angegriffen aus. Nun, dafür werden Sie sich aber nachher um so schneller erholen, wenn Sie erst

glücklich durch sind — natürlich oben durch!" lachte sie. „Wann ist's denn so weit?"

Hellmrich starrte sie eine Sekunde aufs tiefste betroffen an. War es denn wirklich möglich, dass sie sich so verstellen, da leichtfertig lachen und scherzen konnte, wo ihm hoffnungslos traurig zu Mute war? Aber, er sah es, hörte es ja nur allzudeutlich! Und plötzlich überkam ihn eine unendliche Bitterkeit, fast ein Ekel vor dieser Weibesnatur, die so zu spielen und täuschen verstand.

Sein noch kälterer, fast eisiger Ton, als er dann gemessen antwortete, und ein verächtlicher Zug um seine Lippen verrieten Charlotte nur allzu deutlich sein Empfinden, aber seine Blicke vermieden es, die ihren zu treffen. So konnte er das gedemütigte, todwunde Flehen in ihren feuchtschimmernden Augen nicht sehen, das ihn anschrie: „Nicht diese unbarmherzige Verachtung! Siehst Du denn nicht, wie mir mein Herz in diesem Augenblick blutet, während der Mund lacht?!" Er sah es nicht, sondern wandte sich, ihrer nicht mehr achtend, mit einem Wort an die Schwester.

Da war Charlottens Kraft zu Ende. Mühsam stammelte sie nur noch einige Abschiedsphrasen. Frau Hellmrich, die nunmehr wusste, dass da etwas in der Luft lag, nötigte sie auch nicht länger zum Bleiben; vielmehr geleitete sie den jungen Gast, der sich nur mit einem flüchtigen, verwirrten Kopfneigen von den steif und stumm dastehenden Geschwistern verabschiedete, schnell hinaus. Wenn sie

nun auch ahnte, dass ihr Sohn eine unerwiderte Liebe zu Charlotte im Innersten trug, empfand sie doch im Augenblick keinen Groll gegen diese. Vielmehr war ein warmherziges, mütterliches Mitleid in ihr mit dem jungen Ding, dessen schwere Qualen sie da eben ja nur allzu deutlich mitangesehen hatte. So zog sie denn Lotte ganz unerwartet, sodass diese heftig zusammenschrak, vor der Flurtür an sich — sie waren beide hier ganz allein — und flüsterte ihr mit herzlichem Ton leise zu:

„Wenn Sie einmal das Bedürfnis haben sollten, sich auszusprechen, kommen Sie zu mir, Lotti. Sie dürfen auf ein völliges Verstehen und herzliches Mitempfinden rechnen!"

Das war zu viel für das aufgewühlte junge Gemüt. Diese unerwartete, beschämende Güte gerade von der Seite raubte ihr den letzten kleinen Rest von Fassung. Heisse Tränen schossen ihr aus den Augen, während sie die Hand der mütterlichen Freundin heftig ergriff und an ihre zuckenden Lippen presste:

„O, Sie sind so gut, so gut! Ich verdiene das ja gar nicht. Wenn Sie wüssten!" —

Dann riss sie sich eilends los und war im nächsten Augenblick draussen.

IV.

In der chirurgischen Abteilung der Augenklinik zu Jena klopfte es gegen Mitternacht leise an die Tür des Zimmers, wo Schwester Martha die Nachtwache bei einem hier untergebrachten Patienten hatte. Geräuschlos erhob sie sich, das Buch aus der Hand legend, und ging zur Tür. Draussen stand die Schwester du jour und teilte ihr mit, sie möchte schleunigst alles vorbereiten. Das Zimmer solle noch mit einem Patienten belegt werden, der sogleich heraufkommen werde — ein Student, dem das linke Auge schwer verletzt worden sei.

Schwester Martha machte sofort das Bett zurecht, trug Kompressen und Eisbeutel herzu, und, wie sie noch darüber war, wurden draussen schon Schritte und Stimmen laut. Nun ging die Tür auf. Der wachthabende Assistenzarzt leitete mit einem Wärter den neuen Patienten, dem beide Augen verbunden waren, ins Zimmer.

„So, da wären wir angekommen. Vorsicht, bitte, stossen Sie sich nicht. Hier rechts steht ein Tisch. — So, nun setzen Sie sich, und Stötzer wird Sie ausziehen."

Während der Wärter dem Patienten beim Entkleiden half und ihn dann vorsichtig ins Bett brachte, war der Arzt mit der Schwester auf den Korridor gegangen, wo er diese kurz orientierte:

„Schwester Martha, ich muss Ihnen leider noch einen zweiten Patienten hier ins Zimmer legen. Die ganze Station ist voll. Aber wir wollen sehen, dass wir morgen den andern hinausschaffen. Das Zimmer muss doch auch wieder für die erste Klasse frei gehalten werden. Der neue Patient — Studiosus Pahlmann — braucht sorgfältige Pflege. Unausgesetzt kühlen mit Eisbeuteln, Schwester! Das linke Auge ist, bei einer Rauferei, böse mitgenommen worden. Soviel ich bei dem kolossalen Bluterguss eben bei der Aufnahme feststellen konnte, schwere Luxation der Linse. Natürlich muss er absolute Ruhe haben — keine Bewegung. Achten Sie, bitte, energisch darauf, Schwester, und die Hauptsache, wie gesagt, immer alle Viertelstunden einen neuen Umschlag."

Dann ging der Arzt mit der Schwester wieder zu dem Verletzten hinein, der nun im Bette lag: „Also, Herr Pahlmann, ich überlasse Sie nun hier der Pflege von Schwester Martha. Vorläufig können wir nichts weiter machen, als energisch kühlen. Morgen werden wir ja weiter sehen. Verhalten Sie sich nur recht ruhig und machen Sie sich im übrigen keine unnötigen Sorgen."

„I wo — wegen so 'ner Lumperei!" lachte Pahlmann unter seinem Verband hervor, und das

bierrunde Gesicht mit den rotglänzenden Narben wandte sich nach dem jungen Doktor hin, der ihm kameradschaftlich zum Abschied die Hand drückte. „Sie haben ja bloss zwei Nadeln legen brauchen. Also das kann doch nicht der Rede wert sein! Ist's denn überhaupt nötig, Herr Doktor, dass ich in die Klappe muss?“

„Die Fleischwunde ist allerdings ganz unerheblich, aber die innere Verletzung ist doch immerhin nicht unbedeutend,“ warnte der Arzt. „Also, nicht leichtsinnig sein, Herr Pahlmann, hören Sie? Denken Sie dran, dass Sie mir immer hübsch still liegen. Und nun, Gute Nacht!“

„Gute Nacht, Herr Doktor!“ rief Pahlmann, und wollte, sich mit dem Oberkörper aufrichtend, eine Art Verbeugung machen.

„Na, sehen Sie, da geht's ja schon los!“ rief ärgerlich der Arzt. „Liegen Sie in Teufels Namen doch bloss still! Ich stehe Ihnen sonst für nichts ein.“

Etwas geknickt, liess sich Pahlmann langsam niedersinken. Mein Gott, hatte sich dieser Pflasterkasten gefährlich! Als ob ihm mindestens der halbe Kopf abgerissen wäre. Sollte denn wirklich die Geschichte nicht so ohne sein? Und er begann nachzudenken, wie alles gekommen war.

Im Philister — ohne Couleur — war er vor knapp einer Stunde aus seiner Bude zu später Stunde losgeflitzt, um sich noch zu einem Schlummerpunsch in's Café zu setzen. Gerade in der Passage am Café

Rein, auf dem schmalen Bürgersteig, wo nur ein Mensch richtig gehen konnte, war ihm ein Einer in Couleur entgegengekommen. Er wollte erst ausweichen, als er aber sah, dass der andere mit breitem, herausforderndem Rempelschritt, die Arme in den Paletottaschen, die Ellenbogen weit abgespreizt, auf ihn zusteuerte, da sagte er sich trotzig: „Nee, fällt Dir gar nicht ein! Wie kommst Du denn dazu, Platz zu machen?"

Und so waren sie aneinander gerannt, und zwar recht kräftig, Bauch gegen Bauch. „Deibel auch! Was fällt Ihnen ein? Warum machen Sie keinen Platz?!" schnauzte ihn der andere an.

„Hab' ich ja gar nicht nötig! Weichen Sie doch aus!" rezitierte Pahlmann prompt.

„Sie sind in meinen Augen ein Flegel!" scholl es ihm darauf wütend entgegen, und, „bitte um Ihre Karte!" reagierte Pahlmann automatenhaft.

Dabei waren sie, ein paar Schritte weitertretend, ins Licht der Laterne gekommen. Nun erkannte Pahlmann plötzlich, dass sein Gegner die hellblaue Mütze der Silesen trug, mit denen sie im Verruf standen. Commentmässig zog er daher seine Forderung zurück:

„Ich sehe, Sie sind Schlesier — ich bin Landsmannschafter Alemanne. Eine Kontrahage hat ja daher doch keinen Zweck. Ich verzichte also auf Ihre Karte," erklärte er formell mit kühlem Gruss und wollte weitergehen. Aber im selben Augenblick fühlte er den Spazierstock des andern auf seinem

Schädel. Erst bei späterem Nachdenken war ihm dieser anfangs ganz überraschend und unmotivierte Überfall klar geworden. Der andere hatte gewiss in seiner Erregung — stark angezecht war er auch — nur die Worte herausgehört: „Sie sind Schlesier — da hat's ja doch keinen Zweck" und das für einen allgemeinen Vorwurf der Kneiferei gegen alle Silesen aufgefasst, den er a tempo durch Tätlichkeiten hatte ahnden wollen.

Im Verlauf der Holzerei, denn auch Pahlmann wehrte sich kräftig seiner Haut, hatte er dann mit dem Stockknauf seines Gegners einen heftigen Schlag ins Auge bekommen, sodass er zurückgetaumelt war und kampfunfähig wurde. Mit blutüberströmtem Gesicht, sich nur mühsam zurechtfindend — denn mit dem linken Auge konnte er gar nicht und mit dem rechten nur wenig sehen — war er dann zum Alemannenhaus gekommen, wo noch ein paar seiner Leute sassen und ihn in Anbetracht seiner bedenklich aussehenden Verletzung in die akademische Heilanstalt hinausbrachten. Ja, so war's gewesen, und nun lag er hier also richtig fest.

Während sich Pahlmann noch einmal diese Vorgänge vergegenwärtigte, kam Schwester Martha der Anordnung des Arztes mit der grössten Gewissenhaftigkeit nach. Sie erneuerte alle Viertelstunden die Eisblase, deren Inhalt unter der Hitze des verletzten Auges bald wieder zusammenschmolz. Teufel auch! Diese Glut, dieses Stechen im Auge war verdammt

unangenehm. Und dazu eine Unruhe im ganzen Körper. Wahrhaftig, eine Gemeinheit erster Klasse, dass ihm das passieren musste! Und ungeduldig wollte sich Pahlmann auf die rechte Seite werfen.

„Bitte, nicht! Ganz still liegen!“ scholl ihm da plötzlich die Stimme seiner Pflegerin ins Ohr, und ihre Hand berührte ihn an der Schulter, um die verbotene Bewegung noch im Entstehen zu unterdrücken.

„Leicht gesagt — Gottsdonnerwetter!“ fuhr Pahlmann die Schwester an. „Wenn Sie man die Hitze im Körper hätten!“

„Ich weiss, wie schwer es in Ihrer Lage ist, regungslos zu liegen; aber es hilft doch einmal nichts. Bitte, denken Sie doch immer daran, dass Ihr eigenes Beste es erfordert — wie schweren Schaden Sie davon haben können, wenn Sie sich nicht ruhig verhalten!“

Sanft und doch energisch klangen die Worte der unsichtbaren Sprecherin, eine sympathische Stimme, die einem unwillkürlich wohltat. Pahlmann schämte sich plötzlich seiner Grobheit. Es fiel ihm ein, dass die Pflegerin, die sich da um ihn mühte, ja nicht eine gewöhnliche Wärterin sei, sondern eine Schwester. Er hatte sich zwar bisher in seinem ganzen Leben noch nicht um diese Spezies Menschen gekümmert, die so gänzlich ausserhalb seiner Sphäre existierten, aber immerhin hatte er eine dunkle Vorstellung, dass sich diesem Berufe auch Mädchen aus sehr gutem Hause widmeten, also richtige Damen.

Teufel, da war sein Benehmen eigentlich nicht sehr fein gewesen. Und er beschloss, das bei nächster Gelegenheit wieder gut zu machen.

Aber dann beherrschte ihn ein anderer Gedanke. Auch die Schwester hatte eben, wie schon der Arzt vorhin, gesagt, dass die Sache eventuell schlimm werden könnte. Schlimm! Hm, was hiess das? Sollte er etwa — dabei die Sehkraft, vielleicht sogar das Auge ganz verlieren können? Plötzlich durchschoss ihm ein furchtbarer Gedanke den Kopf: Er hatte mal, noch auf der Schule, in der Naturgeschichtsstunde gehört oder irgendwo gelesen, dass die kreuzweise Verbindung der Sehnerven es bisweilen mit sich brächte, dass die Affektion des einen Auges auch das andere in Mitleidenschaft zöge. Wenn nun — wenn er womöglich gar auf beiden Augen — —!

Das Herz stand ihm mit einem Mal still, und ein kalter Angstschweiss brach ihm am ganzen Körper aus. Ein paar Augenblicke lag er so, die Beute dieses furchtbaren, ihn ankrallenden Gedankens. Dann aber trieb es ihn, sich Gewissheit zu verschaffen, ja, womöglich Trost zu holen von der Pflegerin, die doch auch gewiss etwas von solchen Dingen verstand.

„Schwester!“ Leise, auffallend sanft klang seine Stimme, und schnell kam Schwester Martha mit ihrem unhörbaren Schritt an sein Lager.

„Ja, bitte. Fehlt Ihnen irgend was?“

Einen Moment zauderte Pahlmann noch. Er

wollte nicht lächerlich erscheinen mit seiner vielleicht unbegründeten Furcht und suchte daher nach Worten.

„Sagen Sie, bitte, Schwester, was hab' ich eigentlich an meinem Auge? Hat's Ihnen der Doktor nicht gesagt? Er sprach doch vorhin draussen mit Ihnen."

Schwester Martha wiederholte die kurze Diagnose, die ihr der Arzt mitgeteilt hatte.

„Ja, und ist denn das nun wirklich eventuell bedenklich? Kann — können da unter Umständen ernstere Folgen draus entstehen?"

Die Pflegerin, trotz ihrer noch jungen Jahre doch schon an Erfahrungen am Krankenbette reich, und gewohnt, in geängsteten Seelen zu lesen, merkte, welche Gedanken ihn heimlich quälten. Sie sprach ihm daher Mut ein: So schlimm würde es ja hoffentlich nach allem Anschein bei ihm nicht werden. Nur ruhig, absolut ruhig und still müsse er sich verhalten, dass kein neuer Blutandrang in das verletzte Auge stattfände; dann würde sich ja wohl alles noch mal geben und ohne ernsten Schaden vorübergehen. Und sie erzählte ihm ein paar ähnliche Fälle, wo auch trotz starker Gefährdung die Sehkraft noch glücklich gerettet worden war.

Pahlmann schwieg, aber durch seinen Kopf gingen sehr ernste Gedanken. Erstens, es war also wirklich mit der Geschichte nicht zu spassen. Er stand vor einer folgenschweren Entscheidung, von der möglicherweise das Glück oder Unglück seines ganzen Lebens abhing. Daran knüpfte sich ihm un-

willkürlich die Betrachtung, wie schrecklich der Zufall mit den Menschengeschicken spielt. Wäre er nun heute abend nicht ausgegangen, oder hätte er bloss einen anderen Weg genommen, so wäre die ganze Geschichte überhaupt nicht passiert, so wäre er noch jetzt gesund und munter.

Aber dann spürte er diesem fatalistischen Zusammenhang näher nach. Zufall! War es wirklich nur ein Zufall, spielte da nicht auch ein eigenes Zutun, ja eigene Schuld mit hinein? Wenn er ganz ehrlich sein wollte, so musste er doch zugeben: Es hätte auch trotz seines Begegnens mit dem Silesen nicht dazu kommen brauchen. Wenn er vernünftig gewesen und dem andern ruhig ausgewichen wäre — seine Ehre wäre doch damit auch nicht geschmälert worden. Nein, wahrhaftig nicht! Und plötzlich packte ihn eine stille Wut auf sich selbst. Solch alter Esel, wie er gewesen war, sich eigentlich ohne Not diese ganze Geschichte angerichtet zu haben! Aber natürlich, auch er hatte ja wieder so ein bisschen „Anschluss“ gehabt und dann war er immer krakeelerig aufgelegt.

Einmal zu dieser Erkenntnis gelangt, blieb Pahlmann nicht stehen, sondern ging weiter mit sich ins Gericht. Im Grunde genommen durfte er sich ja gar nicht wundern, dass ihm nun einmal so eine Geschichte passiert war; im Gegenteil, es war nur zu verwundern, dass ihm nicht schon längst etwas Derartiges zugestossen war bei solchem Lebenswandel und bei seiner persönlichen Eigenart. Herrgott,

wie leichtfertig lebte man eigentlich darauf los, wie spielte man täglich, stündlich mit den kostbarsten Gütern, die Gott und die Natur einem verliehen, mit Leben und Gesundheit!

Pahlmann liess die Gedanken rückwärts fliegen. Wie war er einst von der Schule auf die Universität gekommen, ein reiner, unverdorbener Mensch, voller Ideale, voll ernsten Strebens nach den hohen Zielen der Wissenschaft. Und was war nun aus ihm geworden? Voll tiefer Scham sah er plötzlich — zum erstenmal in diesem tollen, ewig wirbelnden Reigen der lustigen Studentenjahre — auf sein eigenes Bild, das er sich in schonungsloser Wahrheit vor Augen hielt. Pfui Teufel, ein erbärmlicher, schlapper, verrohter Kerl, ohne inneren Gehalt und Halt, um den es keinen Augenblick schade wäre, wenn ihn ein Zufall von der Bildfläche hinwegwischte. Es würde auch keiner sich darum die Augen ausweinen.

Nur seine Eltern!

Ein schwerer Seufzer entrang sich Pahlmanns Lippen, sodass die Schwester zu ihm hinüberging: Ob ihm etwas sei? Er verneinte; nur um einen Schluck Wasser bat er, seine Lippen seien so trocken. Sorgsam flösste sie ihm den kühlen Trank ein und erneuerte dann den Eisumschlag. Sie merkte dabei, dass er in der Tat eine sehr grosse Hitze im Kopf hatte. Mit ernster Miene prüfte sie seinen Puls und legte ihm dann ein Fieberthermometer in die Armhöhle.

Pahlmann liess das alles geduldig, fast teilnahmslos mit sich geschehen. Er war so ganz von jenen ernsten, ihn im tiefsten Innern aufrührenden Gedanken in Anspruch genommen, dass die Sorge um sein körperliches Befinden völlig in ihm zurückgetreten war.

Seine Eltern, seine armen Eltern! Er kam nicht mehr von der Vorstellung los: Wenn sie es ahnten, wie er hier lag, wohin ihn sein leichtsinniges, liederliches Treiben gebracht hatte! Und dazu hatten sie ihn mit Sorgen und Ängsten gross gezogen, dazu hatten sie Opfer über Opfer gebracht, dazu in ihm den Stolz der Familie gesehen? Wie schmachvoll, wie bodenlos undankbar, dass er ihnen das alles so vergolten hatte!

Grimmig wütete Pahlmann auf sich ein und malte sich selbst als den elendsten aller Söhne aus. Wahrlich, er war es nicht wert, dass die Seinen noch mit dem leisesten Gefühl der Teilnahme seiner gedachten! So brütete er lange schmerzlich vor sich hin. Aber dann plötzlich nahmen seine Gedanken eine neue Richtung an, und — es war seltsam — aus einer rein äusseren Veranlassung. Schwester Martha hatte ihm, wieder einmal mit dem Auflegen eines neuen Eisbeutels beschäftigt, ein paar Worte des Trostes gesagt; der Patient, der trotz seiner heftigen Hitze und Schmerzen jetzt so ganz musterhaft still dalag, dauerte sie. Ihre Stimme hatte daher nun einen weichen, fast mütterlichen Klang, der dem Kranken in tiefster Seele wohltat. Ihm

stiegen plötzlich Bilder aus fernen Tagen auf. Damals, als er noch ein kleines, schwächliches Kind fiebernd lag, da hatte seine Mutter an seinem Bett gesessen und ihm auch so mit linder, liebkosender Stimme Trost zugesprochen. Und da kam es plötzlich über ihn: Ihm war, als bräche von seinem Herzen eine harte, rauhe Rinde, die sich dort Jahr um Jahr fester angesetzt hatte. Etwas so Weiches, Weihevolles quoll in ihm auf, und er meinte eine innere Stimme zu hören, die ihm tröstlich zurief: Die Liebe höret nimmer auf! Geh' nur hin, wirb um sie auf's neue und zeig' Dich fortab ihrer wert!

Da ward es allmählich licht um ihn. Klar tauchte plötzlich aus dem Wogen seiner aufgeregten Empfindungen ein leuchtendes, festes Ziel auf: Das bedeutete Abkehr von den Irrpfaden, die er so lange gewandelt war, und ehrliche, freudige Arbeit an seinem inneren Menschen, wie auf dem Felde seines zukünftigen Berufs, das er so lange hatte brach liegen lassen.

So gebar die endlos lange, mühselige Nacht des Leidenden, den der Schlaf floh, in seiner Seele neues, starkes Leben, und als der Morgen sein Rot in das Krankenzimmer hineinleuchten liess, da war auch in ihm selber ein starkes, hoffnungsfreudiges Glühen, ja eine fast verzehrende Ungeduld, nun all die neuen Entschlüsse kraftvoll in Taten umzusetzen.

Doch der Weg in's Neuland seines Lebens ward Pahlmann nicht so leicht gemacht, wie es ihm in der ekstatischen Erhebung jenes gedankenwogenden

Seelenaufschwunges in weltfremder Nachtstille erschienen war. Schon der Anfang des nächsten Tages brachte gleich Hemmnisse und Versuchungen.

Einige seiner Couleurbrüder erschienen. Mit ihren gutgemeinten, aber leichtfertigen Scherzen und der nonchalanten Behandlung des ganzen Vorfalls rückten sie diesen aus der düster-ernsten Betrachtung Pahlmanns in das spielende, lachende Licht akademischer Sorglosigkeit. Erst zwar war es diesem, als ob übermütige, frevelnde Hände ihm an etwas Heiliges tasteten, aber dann, als ihn nach wenigen Minuten ihrer Anwesenheit wieder der ganze frische Hauch des Studentenfrohmuts umwehte, da kam ihm sein nächtliches Grübeln bald krankhaft überreizt vor, und er neigte selber schon wieder einer leichteren Auffassung seines Missgeschickes und seiner ganzen Lage zu.

Gegen Mittag wurde er zu dem Professor in das Behandlungszimmer hinuntergebracht. Dieser untersuchte den Fall sehr genau, soweit das der momentane Stand der Verletzung zuliess, konnte aber auch noch nichts Gewisses über den Verlauf der Sache sagen. Die Hauptsache wäre, dass erst einmal die sehr starke Entzündung zurückginge und der Bluterguss in den Augapfel resorbiert würde, dann erst würde sich feststellen lassen, in wie weit die Sehkraft in Mitleidenschaft gezogen worden sei.

Mit diesem Gutachten des Professors wusste Pahlmann zunächst nicht viel anzufangen. Als aber nachmittags mit den Couleurbrüdern auch ein junger

Kandidat der Medizin erschien und lächelnd von der ganzen Geschichte als einer Bagatellsache sprach — nach seinem Dafürhalten würde die Geschichte in ein paar Tagen längstens wieder in Ordnung sein — da sah auch der Patient wieder die Sache ganz von der sorglosen Seite an. Er wollte sogar mit den Couleurbrüdern eins trinken und sich eine Zigarre anstecken; doch glücklicherweise verhinderte das Wiedererscheinen der Schwester, die während einer kurzen Nachmittagsruhepause von einer Wärterin abgelöst worden war, diesen Unfug.

Schwester Martha sorgte auch mit ihrer freundlichen, aber sehr bestimmten Art dafür, dass die Couleurbrüder, deren lautes Lachen und Schwatzen die Ruhe in der ganzen Nachbarschaft störte, bald verschwanden. Pahlmann schmollte deswegen erst mit der Schwester und machte ihr Vorwürfe, dass sie ihm nicht einmal dieses kleine Vergnügen gönne. Diese aber antwortete nicht. Stillschweigend mass sie vielmehr nur den Puls und die Temperatur des Patienten, und dann sagte sie ernst: „Sie werden für's nächste überhaupt keinen Besuch mehr empfangen dürfen. Der Tag heute hat Ihnen sehr geschadet.“

Und sie hatte recht. Bald darauf wurden Pahlmanns Hitze und Schmerzen im Kopf fast unerträglich; dazu gesellte sich noch ein heftiges Zahnreissen in der ganzen linken Mundhälfte, hervorgerufen durch das beständige Auflegen der Eisbeutel. Lange lag er so, bis er den Zustand nicht

mehr ertragen zu können meinte und nach dem Arzt verlangte. Zunächst erschien der Assistent, aber als er das Befinden Pahlmanns sah, hielt er es für seine Pflicht, den Professor zu rufen, der für dringende Fälle sich in der siebenten Abendstunde noch einmal in der Klinik zeigte.

Nun war der Gelehrte, der als ein hervorragender Ophthalmologe und sehr glücklicher Augenoperateur galt, unterstützt von seinem Assistenzarzt um Pahlmann beschäftigt. Der Verband wurde abgenommen, alle nötigen Apparate wurden herbeigeschafft, und eine sorgfältige Durchleuchtung beider Augen vorgenommen. Auf Geheiss des Professors bemühte sich Pahlmann, seine, ihm vorgehaltene Hand zu erkennen. Mit dem verletzten linken Auge sah er aber überhaupt gar nichts, und mit dem rechten erkannte er nur wie durch einen dichten, roten Dunst mit grösster Anstrengung die ungefähren Umrisse der Hand in allernächster Nähe. Der Professor schüttelte bedenklich den Kopf, zumal auch die Beweglichkeit des linken Auges vollkommen gestört und der Bluterguss noch gar nicht zurückgegangen war.

Er liess dann den Patienten von der Schwester wieder verbinden und zog sich mit dem Assistenten in eine Ecke zu einer kurzen Besprechung zurück. Wiewohl er nur gedämpft und in lauter Fachausdrücken sprach, erriet Pahlmann doch aus allem so viel, dass die Sache recht bedenklich stehe und, wenn über Nacht keine Resorption des Ergusses

erfolgen sollte, morgen vormittag zur Operation geschritten werden müsse.

Dann kam der Professor an sein Bett, schüttelte ihm freundlich mit einigen aufmunternden Worten die Hand und verliess mit seinem Begleiter wieder das Zimmer.

Pahlmann blieb in düsterster Stimmung zurück. Das Wort Operation hatte in ihm tiefste Niedergeschlagenheit erweckt. Der Hausierer, der noch bis heute Mittag hier mit ihm im Zimmer gelegen und der bei einer Jahrmarktsprügelei einen Hieb in's Auge bekommen hatte, war heute ja auch operiert worden. Er hatte das endlose, schwerfällige Zählen des als alter Gewohnheitstrinker schwer zu narkotisierenden Mannes beim Einschläfern deutlich aus dem Operationssaal bis hierher gehört. Dann hatten sie ihm das verletzte Auge entfernt, weil die Entzündung schon zu weit fortgeschritten war. Nun geschah ihm morgen vielleicht ein Gleiches.

Es war keine Furcht mehr, was er bei dem Gedanken empfand — das war vorüber mit dem ersten Augenblick, wo das fatale Wort Operation ihn hatte unheimlich zusammenschrecken lassen. Nun war ihm vielmehr zu Mute wie vor der Mensur, wenn er fertig bandagiert dem Gegner gegenüberstand. Mit starrer Ruhe und Gleichgültigkeit. Ganz gleich was nun passieren würde, nur stramm und tadellos sich benehmen! Keine Kneiferei!

In den Gedanken arbeitete sich Pahlmann mehr und mehr hinein, bis er sich schon innerlich ganz

damit abgefunden hatte, dass auch ihm voraussichtlich das Geschick seines Leidensgenossen bevorstehen würde. Gewiss, es war ja schwer, tief traurig zu denken, dass er, bisher ein kerngesunder Mensch ohne körperliche Mängel nun fortab entstellt und im Gebrauch des wichtigsten Sinnesorgans beschränkt sein sollte. Aber, es war nicht anders. Er stand vor der unerbittlichen Notwendigkeit, und er wollte ihr wie ein ganzer Mann in das eherne Antlitz schauen. „Aequam memento rebus in arduis servare mentem!" Dieses Horazische Mahnwort erschien ihm wie ein echter Mannestrost, und er rief es sich immer und immer wieder mit innerster Überzeugung zu, um sich selbst zu stützen und zu festigen. Was auch kam, er wollte es würdig ertragen. Eins aber stand ihm nun unwiderruflich fest: Mochte es sich morgen zum Guten oder Schlimmen entscheiden, jetzt gab es kein Schwanken mehr für ihn! Fortab wollte er nur noch dem Ernst des Lebens sich zuwenden.

Eins lag ihm aber noch am Herzen, das er geschehen wissen wollte, um ganz gefasst seinem Schicksal entgegenzutreten. Seinen Eltern wollte er eine Mitteilung zugehen lassen. Da er selber mit seinen verbundenen Augen nicht schreiben konnte — der Verband verdeckte ihm ja auch das gesunde — so bat er Schwester Martha um die Freundlichkeit, den Brief nach seinem Diktat zu schreiben.

Die Schwester kam bereitwilligst diesem Wunsch nach, und, wie sie nun Wort für Wort die Mit-

teilungen des Patienten an seine nächsten Verwandten niederschrieb, da beschlich sie ein Gefühl warmer Teilnahme. Zuerst war ihr der Kranke ganz gleichgültig gewesen; ja, der ziemlich rücksichtslose und grobe Student, der seinen Unfall doch schliesslich seiner eigenen Wüstheit zuzuschreiben hatte, war ihr sogar unsympathisch gewesen. Sie tat an ihm zwar pflichtschuldigst, was nötig war, aber er erregte nicht im mindesten ihr Mitgefühl. Doch nun, wo aus seinen unbewusst rückhaltsloser werdenden Mitteilungen an die ahnungslosen Eltern daheim ein Gefühl tiefer Liebe und ernster Reue über sein bisheriges wildes Leben klang, und wo er zugleich so gefasst und tapfer von der Zukunft sprach, auch wenn ihn das Schlimmste betreffen sollte, da stieg in ihr ein herzliches Mitleid mit ihm auf.

Der Brief war beendet, und Pahlmann bat die Schwester, ihn für den Fall seiner Operation morgen zur Post zu geben. Dann dankte er ihr aufrichtig für ihre Güte. Er erwartete wohl, sie würde sich, wie gewöhnlich nach jeder Hilfeleistung, still und gemessen wieder auf ihren Platz am Sofa-Tisch zurückziehen, aber diesmal blieb sie zu seiner Überraschung an seinem Bett sitzen und begann sich mit ihm zu unterhalten. Sie sprach von seinem Zustand und machte ihm Hoffnung, dass schon noch alles über Nacht gut werden könne. Er solle sich doch nicht so traurigen Befürchtungen hingeben.

Pahlmann taten diese warmen, teilnehmenden

Worte, ja allein schon ihre Nähe und der leise Klang der weichen Frauenstimme unsagbar wohl. Zum erstenmal empfand er nach all den Verirrungen der wilden Studentenjahre so recht eigentlich den erhebenden, veredelnden Einfluss eines hochgesinnten Frauengemüts. Ihm wurde so rein und feierlich zu Mute, als sässe er, ein Kind, in der Kirche und lauschte einer tief zu Herzen gehenden Predigt.

Er fasste ein schrankenloses Vertrauen zu der Sprecherin, und allmählich tauschten sie die Rollen. Sie lauschte, und er begann zu sprechen: Von seinem ganzen verlorenen Leben in den letzten Jahren, von seinen zertrümmerten Idealen und seinem innigen Sehnen, sich nun aber herauszuarbeiten. So ward, was er sprach, eine rechte Lebens- und Herzensbeichte, und als er alles herausgebracht hatte, war's ihm leicht, ja ordentlich froh zu Mute.

Noch glücklicher aber fühlte er sich, als dann Schwester Martha ihm eifrig zustimmte, mit warmen Worten seine neuen Entschlüsse lobte und ihm von Herzen dazu Erfolg wünschte. Namentlich schloss sie sich ihm auf, als sie gehört hatte, dass er Theologe sei. Er schäme sich zwar, jetzt, vorläufig noch, sich so zu nennen. Doch wolle er nun gewiss dem zukünftigen hohen Berufsstand gemäss sein Leben führen.

Lange blieben sie so in traulichem Gespräch, innerlich einander ganz nahe gerückt, bis die besorgte Pflegerin, die inzwischen unausgesetzt ihres

Amtes gewartet und ihm die kühlenden Eisbeutel aufgelegt hatte, ihn daran gemahnte, dass es nun aber Zeit zum Schlafen sei. Auf Anordnung des Professors gab sie dem Patienten ein Schlafpulver, um ihm über die Nacht leichter hinwegzuhelfen. Und das Mittel wirkte so gut, dass Pahlmann schliesslich nur jedesmal beim Wechseln der Umschläge schlaftrunken einen Augenblick sich regte, dann aber gleich wieder in festen Schlummer verfiel.

So kam der Morgen und der neue Tag heran. Es ward zehn, die Stunde der Entscheidung, wo der Professor Pahlmann wieder untersuchen wollte. Wenige Minuten darauf wurden draussen die Schritte der herannahenden Ärzte hörbar. Einen Augenblick pochte Pahlmann noch einmal das Herz, dann aber harrte er mit fester Haltung dem Urteil entgegen. Eingehend untersuchte der Professor auch heute wieder die beiden Augen, und — welch glückseliges Gefühl! — mit dem rechten erkannte Pahlmann jetzt deutlich des Professors Hand, nun 4, jetzt 2, jetzt 3 Finger, und selbst mit dem verletzten Auge konnte er, wenn auch nur in schwachen Umrissen, die Hand erkennen.

„Na, Gott sei Dank! Die Resorption ist eingetreten, und auch die Entzündung ist merklich zurückgegangen!" sagte befriedigt aufatmend der Professor. „Na, da gratuliere ich Ihnen, Herr Pahlmann. Nun werden Sie Ihr Auge noch einmal behalten. Aber Ruhe, noch lange Ruhe halten! Verstanden, mein Prinz? — Guten Morgen!" Schnell

ging er mit seinen Begleitern weiter. Nur die Schwester blieb im Zimmer zurück.

„Schwester — Schwester Martha!“ wie ein leiser Jubel klang es aus Pahlmanns Stimme, und als er nun merkte, dass sie an seinem Bette stand, da streckte er unwillkürlich die Hand nach ihr aus. Seine treue Pflegerin ergriff sie und drückte sie herzhaft als Zeichen ihres Glückwunsches.

„Nun, sehen Sie, was habe ich Ihnen gestern abend gesagt? Nur nicht den Mut verlieren und auf den lieben Gott vertrauen. Aber Ihre guten Vorsätze — bleibt's nun dabei? Trotzdem?“

„Ja, Schwester Martha, so wahr ich hier Ihre Hand halte!“ gelobte mit ernster, überzeugungsfester Stimme der Kranke und presste etwas heftig ihre Hand. „Das war mein Damaskus. Aus dem Saulus wird nun ein Paulus. Bei allem, was mir heilig ist!“

Und Pahlmann hielt diesmal Wort. Als nach ein paar Tagen wieder einige Couleurbrüder zu ihm zu Besuch zugelassen wurden und in ihrer leichtlebigen Art über seine Affäre scherzten, da untersagte ihnen Pahlmann das. Zuerst noch etwas schüchtern, aber als sie ihn anulkten: „Kinder, seht doch! Der Pastor fängt wirklich an, fromm zu werden. Das ist ja zum Schreien!“ da übermannte ihn ein hoher Zorn, und er hielt ihnen eine ganz ernst gemeinte Philippika, worin er gegen sein und ihr bisheriges Lotterleben zu Felde zog und sich für seinen Teil jedenfalls davon lossagte.

Seine „Standpauke“ wurde natürlich von den

andern mit Hohnlachen und Witzen aufgenommen und hatte zunächst nur den Erfolg, dass sie sich gleich darauf drückten. Auf der Kneipe erzählte man sich diesen Abend, der Pastor hätte — offenbar wegen plötzlicher Alkoholentziehung — das „Deltrem“ bekommen. Aber, als nach ein paar Tagen wieder einmal ihrer Zwei nach ihm sehen kamen, ihn noch genau in derselben Seelenverfassung vorfanden und auf ihre verulkende Anfrage, ob er etwa auch schon weisse Mäuse sehe, mit einer unzweideutigen Aufforderung, ihn allein zu lassen, beehrt wurden, da war es für die Alemannia eine ausgemachte Sache: Pahlmann hatte das „chronische graue Elend“ bekommen. Na, schliesslich auch kein Wunder! Bei so 'nem Pastor brach das ja früher oder später doch mal aus.

Aber Pahlmann liess sich durch alle Witzeleien und Verhöhnungen nicht mehr irre machen, sondern mit einem opferfreudigem Fanatismus nahm er gern den Spott auf sich. Er wusste ja, was ihm innerlich gross und klar aufgegangen war, und von seinem Ziel liess er sich jetzt durch nichts mehr abdrängen. Eine feste Stütze fand er in seinem Ringen an Schwester Martha, die ihm treu und verständnisvoll zur Seite stand und in Stunden der Entmutigung ihn wieder hochhob.

Pahlmann trug seiner Pflegerin daher eine unendliche Dankbarkeit entgegen; aber es blieb nicht bei diesem Gefühl. Er empfand doch auch deutlich und süss wohltuend das Weib in ihr. Jene knaben-

haft schüchterne, unbeholfene Verehrung des Weibes, die er einst als junger Fuchs nach den schlimmen Erfahrungen mit der Bahnhofs-Lene für immer eingesargt zu haben glaubte, sie erstand jetzt siegreich wieder von neuem.

Noch hatte er zwar ja Schwester Martha nicht leiblich erschaut, aber er hatte gelegentlich aus ihr herausbekommen, dass sie 23 Jahre alt und dunkel war, das hatte für seine Phantasie genügt, um sich in stundenlangen, holden Träumen ein Zauberbild edelster Weiblichkeit zu entwerfen, zu dem sein Herz schliesslich in einer schwärmerischen Liebe erglühte. Jeden hässlichen Gedanken und Wunsch hielt er sich von diesem Heiligenbilde fern. Und doch, wenn er bei Hilfeleistungen die Nähe ihres lebensvollen, jungen Leibes, ihren Atem, oder die Berührung ihrer weichen Hand wahrnahm, so durchrieselte ihn ein süsser Schauer. Und ein Asket, wie er nun einmal jetzt im Überschwang seines Eifers im Guten war, quälte er sich nachher oft stundenlang mit Selbstkasteiungen wegen solcher sündhaften Regungen.

Drei Wochen hatte Pahlmann mit verbundenen Augen, nur in der Welt seiner Gedanken, Vorsätze und Träume lebend, gelegen. Dann kam die glückliche Zeit der Rekonvaleszenz, wo er aus dem Bett durfte und nur noch einen leichten Verband um das linke Auge trug.

So hatte er denn auch nun Schwester Martha schauen dürfen. Das hatte freilich im ersten Augenblick eine herbe Enttäuschung für ihn bedeutet.

Denn statt der hohen, schlanken, ätherischen Gestalt mit dem ernsten und doch so süss-weiblichen Madonnen-Gesicht, sah er nun eine ziemlich nüchterne Erscheinung vor sich, eine mittlere, kräftige Gestalt und ein Gesicht von gesunder Farbe mit energischen Zügen, das nicht einmal hübsch war. Die dunklen, grossen Augen waren vielleicht das einzig Schöne an ihr. Aber allmählich gewöhnte sich Pahlmann, über diesen äusseren Mangel hinwegzusehen. Ja, er redete sich sogar bald ein, dass dieses Äussere ein Vorzug sei; denn wäre sie so voll körperlichen Liebreizes gewesen, so hätte seine Liebe gar leicht aus der reinen Sphäre in die Tiefen irdischer Leidenschaft hinabgezogen werden können.

Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, erschien ihm Schwester Martha mit ihrem, ja von allem Äusseren unberührten, reichen Schatz an inneren Gaben nach wie vor liebenswert, und er gab sich seinen Empfindungen jetzt ohne Anwandlungen von asketischer Selbstpeinigung zufrieden und hoffnungsfroh hin. Gerade für einen zukünftigen Diener am Wort Gottes war Schwester Martha sicherlich eine treffliche Lebensgefährtin, die ihn in echt christlicher Liebe tragen und stützen würde, wie er sie.

Leider brachte die fortschreitende Genesung Pahlmanns, die eine beständige Wartung nicht mehr nötig machte, es nun auch mit sich, dass Schwester Martha nur noch selten — wenn einmal Einträuflungen oder ein Verbandwechsel nötig waren — um ihn war. Das bestärkte aber nur noch sein Empfin-

den für sie, und er sah mit Sehnsucht jedesmal den beglückenden Minuten entgegen, wo er sie wieder bei sich hatte und mit ihr in freundschaftlich vertrauter Weise plaudern konnte von allem, was ihm inzwischen sein Herz bewegt hatte.

So kam endlich auch der Tag heran, wo nach mehr als Monatsfrist Pahlmann die Klinik verlassen sollte. Zum letztenmal sass er in der Nachmittagsstunde in dem von der scheidenden Sonne goldig warm durchleuchteten Krankenzimmer, das ihm im Laufe der Zeit so traulich geworden war. Es tat ihm ordentlich leid, dass er aus der wohltuenden Stille und Ordnung dieses Raumes, wo er sich so geborgen gefühlt hatte, nun wieder hinaus sollte in das unstät dahinbrausende Leben mit all seinen Unruhen und Anfechtungen.

Das sprach Pahlmann auch zu Schwester Martha aus, die heut' zum letztenmal, zur Abnahme seines Verbandes, zu ihm gekommen war. Und wie er sie so anschaute, rosig überglüht vom Abendschein, das lose unter dem Schwesternhäubchen hervordringende Haar goldig durchleuchtet, ward sein Herz bang und traurig, dass nun auch das ein Ende nehmen sollte. Da fasste er sich ein Herz, und, stockend nur, aber schliesslich ihr doch wohl verständlich, verriet er ihr, dass er sie aus tiefstem Herzen verehre und zur künftigen Gefährtin seines Lebens begehre.

Schwester Martha war heftig errötet bei seinem Geständnis und wollte eigentlich, dem ersten Gefühl

gehorchend, mit strenger, beleidigter Miene davongehen. Ein Student, der ihr, der barmherzigen Schwester, eine Liebeserklärung machte — unerhört! Aber, als sie sein ehrliches, ehrerbietiges Gesicht sah, seine innere Läuterung bedachte und erwog, dass er einem hohen Beruf nun in ernstem Streben entgegengehen wollte, da zwang sie sich doch zum Bleiben und antwortete: Sie wolle ihm glauben, dass er es aufrichtig meine, und wolle sich daher nicht verletzt fühlen. Wohl habe sie ihn in dieser Leidenszeit schätzen gelernt und wirklichen Anteil an seiner Person genommen. Aber um daraufhin ein Verlöbnis aufzubauen, kenne sie ihn doch noch zu wenig. Auch sei er noch jung und unerfahren; — erst solle er im Leben etwas erreicht haben, siegreich durch die Versuchungen und Hindernisse hindurchgegangen sein, ehe er es unternehmen möge, ein Mädchen an sich zu fesseln.

Anfänglich beschämt, dann aber ehrlich überzeugt, hatte Pahlmann ihr gehorsam zugehört und nun gestand er ihr, dass sie recht habe. Er bat für seine Voreiligkeit um Entschuldigung und erbat nur das eine: Wenn er sein Examen gemacht, so möge sie ihm verstatten, sich ihr noch einmal zu nähern.

Schwester Martha gab nach kurzem Zögern diese Erlaubnis, und dann nahmen sie Abschied, nur mit einem festen Händedruck, aber Pahlmann gelobte sich doch in diesem Augenblick, dass sein Streben und Arbeiten fortab auch um ihretwillen geschehen,

dass er um sie treu und ehrlich dienen wollte, und sollte es sieben Jahre währen.

Als sie dann aus dem Zimmer war, spähte er nach irgend einem Andenken an sie aus, das ihn an diese ernste und doch so schöne Zeit erinnern sollte; denn er hatte nicht den Mut gehabt, sie darum zu bitten. Doch zu seinem Leidwesen fand er nichts. Alles, was ihr gehörte, hatte sie mit weggenommen.

Wie gross war daher Pahlmanns Freude, als er am andern Morgen — nachdem er sich unten vom Professor verabschiedet hatte — wieder heraufgekommen, auf seinem Tisch ein kleines Päckchen mit seiner Adresse vorfand. In freudigem Ahnen riss er die Hülle ab und fand darin einen kleinen Gedichtband, aus dem ihm Schwester Martha oft vorgelesen hatte. Auf das Titelblatt aber hatte sie ihm die Widmung geschrieben: „Wer mutig und ehrlich kämpft, erringt, wonach er strebt! Zur Erinnerung an eine ernste Zeit Ihres Lebens. Schwester Martha."

Da ward ihm ganz glücklich zu Mute, denn er deutete sich diese Aufmunterung auf das Gewinnen ihrer Liebe. Und, mit diesem Talisman ausgerüstet, ging er nun kampfbegierig hinaus in das neue Leben.

V.

„Aber Karl, ist es denn wirklich wahr? Du bist nun wohlbestallter Schulamtskandidat — und gerade an Deiner alten Schule? Nein, wie komisch!“

Lachend rief es die Schwester, eben aus dem Bureau gekommen, Karl Hellmrich zu, während sie vor dem Spiegel über der Kommode den Hut ablegte und mit ein paar Griffen rasch ihr Haar ordnete.

„Na, komisch ist mir die Sache nun eigentlich gar nicht,“ warf der Bruder ziemlich verdrossen hin. Er war schon seit ein paar Stunden, seitdem der Brief vom Provinzialschulkollegium gekommen war, in wenig rosiger Laune.

„Aber wieso denn, Du alter Brummbär!“ scherzte Lisbeth und setzte sich zu dem Bruder auf die Sofalehne, indem sie ihn lachend bei den Schultern packte und schüttelte. „Sei doch froh, dass Du so schnell nach dem Examen in Dein Probejahr kommst. Um so eher wirst Du doch angestellt!“

„Gewiss — alles sehr schön!“ meinte Hellmrich: „Du vergisst bloss das eine, dass am Friedrich

Karl-Gymnasium mein alter Freund und Gönner Höpfner Direktor ist, mit dem ich mich schon als Primaner wie Hund und Katze gestanden habe. Das wird nun mein direkter Vorgesetzter. Glaubst Du wirklich, dass ich da sehr viel Freude erleben werde?"

„Ach Gott, ist ja wahr! Daran hatte ich im Augenblick gar nicht mehr gedacht," seufzte Lisbeth und machte ein nachdenkliches Gesicht. Doch nach einer Weile fragte sie lebhaft: „Aber sag' mal, geht denn das nicht, dass Du Dich an eine andere Schule versetzen lässt?"

„Nichts zu machen, Liesel! So ein armseliger Probandus darf sich seine Anstalt nicht wählen, sondern wird von einem hochwohlweisen und gestrengen Schulkollegio einfach verschickt — wie nach Sibirien, ohne um seine unmassgeblichen Wünsche gefragt zu werden!"

„Nein, das ist doch aber zu dumm," meinte Lisbeth. „Und wie lange musst Du nun auf Deiner Strafstation aushalten?"

„Mindesten doch die zwei Probejahre. Wenn's Glück aber gut geht, werde ich vielleicht an dem Stall auch noch fest angestellt!"

„Ach, um Gotteswillen nicht!" rief die Schwester erschrocken aus.

„Na, wir brauchen ja nicht gleich das Schlimmste zu befürchten," lachte Hellmrich, seiner Liesel zärtlich die Wangen streichelnd. „Und ausserdem, zum Donnerwetter, was kann er mir denn eigentlich?

Ich tue einfach immer meine Pflicht und Schuldigkeit, und im übrigen kann er mir den Buckel raufrutschen!"

„Na, siehst Du!" lachte nun auch die Schwester fröhlich und sprang auf. „Aber nun komm zum Abendbrot. Ich habe einen Mordshunger. Wir hatten heute eine so grosse Korrespondenz, dass ich auf dem Kontor nicht mal dazu gekommen bin, meine Vespersemmel zu essen."

„Armer, kleiner Kuli Du! Dass Du Dich so schinden musst um die paar Mark monatlich!" bedauerte Hellmrich sie mitleidig, indem er, sie um die Schulter fassend, mit ihr zum Wohnzimmer schritt. „Na warte, wenn ich erst meine Anstellung in der Tasche habe, dann hören mir aber die Dummheiten auf. Dann wird hübsch im Haus geblieben und die Nase in kein Kontor mehr gesteckt!"

Scherzend kamen die Geschwister so ins Wohnzimmer, wo die Mutter mit den jüngeren Brüdern schon am gedeckten Tisch sass und dabei war, Brotschnitten in gewaltiger Anzahl vorrätig zu schneiden. Frau Hellmrich hatte sich in letzter Zeit immer mehr erholt und war wieder ordentlich verjüngt worden. Nachdem ihr Ältester nun auch sein Examen gemacht, war die letzte ernste Sorge von ihr gewichen. Freilich, wohl blieb das sparsame Haushalten nach wie vor an der Tagesordnung. Aber Karl trug doch schon jetzt in sehr bemerkenswerter Weise zum Etat der Familie bei. Er gab immer noch einige Stunden und verdiente ausserdem als

Stenograph ein ganz hübsches Stückchen Geld; denn er war für eine grosse, angesehene Zeitung tätig, für die er über wissenschaftliche oder wichtigere politische Vorträge in öffentlichen Versammlungen referierte. So ging es schon jetzt ganz erträglich. Und wenn er Glück hatte, und in zwei Jahren die feste Anstellung da war, nun, dann stand er ja ganz auf eigenen Füssen, konnte sogar noch etwas für die Unterhaltung und Ausbildung der jüngeren Brüder beisteuern.

Denn dass Karl bald heiraten würde, das glaubte Frau Hellmrich nicht, nachdem er ihr damals im letzten Herbst, nach Charlotte Gertings Besuch, sein Herz ausgeschüttet und ihr gezeigt hatte, dass er das Mädchen trotz allem doch nie werde vergessen können. Und sie kannte ihren Jungen. Er hielt fest an dem, was er einmal mit seinem innersten Fühlen umschlossen hatte.

Seitdem hatten Mutter und Sohn nie wieder über Karls Herzenssache gesprochen. Es war ihr daher sehr peinlich, dass jetzt plötzlich bei Tisch der kleine Hellmuth, um sich mit einer Neuigkeit wichtig zu machen, an den grossen Bruder wandte.

„Du, Karl, weisst Du schon? Heute ist ein grosser, dicker Brief aus Jena gekommen — von Tante Gerting.“ Er setzte voraus, dass alle Nachrichten aus Jena Karl natürlich sehr interessierten, und berichtete daher von dem Schreiben, das er selber dem Postboten abgenommen hatte.

„So," fragte Hellmrich mit erzwungener Ruhe, aber man merkte ihm doch eine gewisse Spannung an. „Was schreibt denn die Hofrätin, Mama? Ist irgend etwas Besonderes bei Gertings vorgefallen?"

Die Mutter antwortete ausweichend, das bestärkte ihn aber natürlich nur in seiner Vermutung und liess ihm keine Ruhe mehr. Zwar bezwang er während der Mahlzeit seine Neugier, nachher aber, als die jüngeren Brüder hinaus waren, bat er die Mutter ernst und dringend, ihm doch zu sagen, was es mit dem Brief sei.

Frau Hellmrich hätte ihm gern davon geschwiegen; denn sie fürchtete, dass die Nachricht der Hofrätin vielleicht geeignet sei, neue Hoffnungen in seinem Herzen zu erwecken und ihn so in seiner anscheinend wiedergewonnenen Seelenruhe aufzustören. Indessen, wo Karl sie nun so dringend bat, konnte sie ihm auch die erbetene Auskunft nicht verweigern. So gab sie dem Sohne denn schliesslich statt aller Antwort stillschweigend den Brief der Hofrätin zu lesen.

Frau Gerting hatte der alten Freundin einmal ordentlich das Herz ausgeschüttet. So schrieb sie denn, die Verlobung Lotti's machte ihr bereits seit längerer Zeit ernste Sorgen. Sie hätte ja von vornherein nicht leichten Herzens dazu ihre Einwilligung gegeben. Nur die ungestüme Liebe der Tochter zu Simmert, der ja auch diese Neigung ebenso aufrichtig zu erwidern schien, habe sie seiner Zeit dazu

bestimmt. Aber schon jetzt dränge sich ihr mehr und immer mehr die Überzeugung auf, dass die Sache doch sehr übereilt worden sei.

Schon damals, als Lotti letzte Weihnachten von ihrer Schwiegermama in Berlin zurückgekommen sei, habe sie den Eindruck bekommen, dass vieles nicht stimme. Ursprünglich war ja sogar geplant gewesen, dass ihr Kind auch noch zum Fest bei Frau Simmert hätte bleiben sollen. Aber Lotti sei ganz unerwartet ein paar Tage vor Weihnachten plötzlich wieder zu Hause angekommen. Unter Tränen hätte sie erzählt, sie habe es im Simmertschen Hause nicht mehr aushalten können. Es sei da zum Sterben langweilig, und Rolfs Mutter sei einfach unausstehlich. Sie hätte sich wochenlang mit höchster Selbstüberwindung in ihre Schrullen geschickt, aber dann wäre es trotz aller ihrer Beherrschung am Morgen des Tages ihrer Abreise zu einer Szene gekommen. Die Schwiegermutter hätte sie dabei wie ein dummes Schulmädchen behandelt und sich über ihren Charakter ein so beleidigendes Urteil erlaubt, dass Lotti ihr in heller Empörung erklärt habe, keinen Augenblick länger unter ihrem Dache weilen zu können.

Dieses Scheiden im Unfrieden habe nun einen ernsten Schatten auf das Verhältnis Rolfs zu Lotti geworfen. Zwar hätte er im ersten Augenblick, als seine kleine Braut ihm weinend, im höchsten Grade aufgeregt, um den Hals fiel und alles beichtete, sich anscheinend auf ihre Seite gestellt. Aber trotzdem

war er dann doch zu Weihnachten nach Berlin zu seiner Mutter gefahren.

Das hätte Lotti natürlich furchtbar gekränkt, und sie habe ihm das nach seiner Rückkehr auch deutlich gezeigt. Aber anstatt sein Unrecht einzusehen, habe Simmert ihr da ziemlich klar zu verstehen gegeben, dass er nun, nach den Darstellungen seiner Mutter, den Fall doch etwas anders ansähe. Lotte sei doch auch nicht ohne Schuld an dem Vorfall, und speziell ihre Heftigkeit gegen seine alte Mutter sei sicher nicht angemessen gewesen. Sie könne daher doch nicht von ihr verlangen, dass er sich darum mit seiner Mutter, die ihn nur allein auf der Welt habe, entzweien solle. Es sei vielmehr wohl Lottis Pflicht, hier zuerst wieder einzulenken und seiner Mutter die Hand zur Versöhnung entgegenzustrecken.

Lotti habe selbstverständlich zunächst in flammender Entrüstung dieses Ansinnen zurückgewiesen und sei, als Rolf dabei geblieben wäre, ganz ausser sich, aus dem Zimmer gestürzt. Daraufhin hatte ihr Verlobter ihr Haus mehrere Tage lang nicht mehr betreten und ihr auch keine Zeile mehr geschickt. „Er wolle sie sich erst ausbocken lassen," hatte er sich nur geäussert. Ihr armes Kind sei über seine Ungerechtigkeit und Hartherzigkeit wie verzweifelt gewesen, aber schliesslich hatte sie, dem mütterlichen Zureden der Hofrätin folgend, sich dazu entschlossen, ihrer Liebe das erste grosse Opfer zu bringen. Sie hatte in einem Brief an Frau Sim-

mert um Verzeihung gebeten und diesen Brief ihrem Bräutigam zur Kenntnisnahme und Weiterbeförderung übersandt.

Daraufhin wäre Simmert nun ja zwar sofort am Abend wieder ins Gertingsche Haus gekommen, und es sei nach einer tränenreichen Aussprache wieder Friede geschlossen worden, aber seit jenen Tagen hinge etwas bedrückend und drohend in der Luft. Trotz aller gelegentlichen grossen Zärtlichkeit, die ja bei einem jung Verlobten einem so lieben Mädel wie ihrer Lotti gegenüber nur zu selbstverständlich sei, könne sie nicht mehr an Rolfs wahre Liebe zu ihrer Tochter glauben. Er sei ja zwar sehr geschickt bemüht, sich nichts anmerken zu lassen, im Gegenteil, er überhäufe seine Braut mit äusserlichen Aufmerksamkeiten, mit kostbaren Geschenken und prächtigen Blumenspenden, aber das alles könne sie nicht blind machen. Bisweilen verrate sich doch auch seine wahre Gesinnung durch einen schroffen, ungeduldigen Ton gegenüber den kleinen Launen Lottis. Und sie frage sich mit Schrecken, wie das einmal später in der Ehe werden solle, wenn dieser Mann jetzt schon so rücksichtslos und kalt gegen seine Braut sein könne.

Ihr armes, ahnungsloses Kind hätte ja — zum Glück, vielleicht aber noch mehr zu ihrem Unglück! — die ganze Bedeutung solcher kleinen Zwischenfälle noch nicht erkannt, denn die doppelt zärtlichen Liebkosungen nach jedem dieser kleinen Konflikte liessen sie deren Bitternis bald wieder vergessen.

So sei es denn immerhin noch erträglich schliesslich den Sommer über gegangen. Aber dann sei in Simmert der Entschluss entstanden, aus Jena weg nach Berlin zu gehen. Es sei die höchste Zeit — so hätte er gesagt — an sein Staatsexamen zu denken, das er als preussischer Staatsangehöriger aber nicht in Jena machen könne. So wollte er denn seine letzte Studienzeit und die Vorbereitung zur Referendarprüfung in Berlin absolvieren. Lotti sei natürlich über diese Trennung ganz untröstlich gewesen, aber es habe ja alles nichts helfen können. So sei denn ihr Bräutigam Anfang August, mit Ende des Sommersemesters, nach Berlin gegangen. Nur das Versprechen, täglich schreiben und alle zwei bis drei Wochen über Sonntag zu Besuch zu kommen, habe ihrer Lotti schliesslich einigermassen über diese Trennung hinweghelfen können.

Im Anfang seien denn auch Simmerts Briefe ziemlich regelmässig gekommen, und er selbst sei fast alle vierzehn Tage Sonntags nach Jena herübergefahren. Aber dann wären Briefwechsel und Besuch allmählich ins Stocken gekommen, und jetzt sei er schon an fünf Wochen nicht mehr dort gewesen. Seine Briefe kämen nur noch alle fünf bis sechs Tage, seien häufig auch nur flüchtig und letztens sei nicht einmal zum Sonntag ein Gruss von ihm gekommen. Er entschuldige das alles mit seiner grossen Arbeitslast; er gehe täglich ein paar Stunden ins Kolleg und dann zum Repetitor und arbeite ausserdem noch privatim sehr angestrengt. Aber

das alles könne sie über den wahren Beweggrund nicht hinwegtäuschen. Simmert liebe einfach eben ihr Kind nicht mehr — wenn er Lotti überhaupt jemals geliebt habe. Und überdies habe er sehr wahrscheinlich in Berlin, mit all seinen Zerstreuungen und Vergnügungen, noch anderes als die Arbeit, was ihn abhielte, sich seiner Braut zu widmen.

Sie hüte sich ja natürlich, diesen ihren Argwohn ihrer unschuldigen Lotti mitzuteilen. Aber sie könne den Kummer ihres armen, unglücklichen Mädels über die Vernachlässigung durch den Verlobten bald nicht mehr mit ansehen. Und vor allem wollte sie Gewissheit haben, wie es mit Simmert stehe, ob er wirklich durch seine Arbeit so in Anspruch genommen sei, oder ob es sei, wie sie befürchte.

Da appelliere sie nun an die so oft bewährte Hilfsbereitschaft ihrer guten, alten Henriette, die sich ja ihrer Tochter — wie diese ihr mit Dankbarkeit berichtet — so liebevoll in Berlin bewiesen habe, oder noch richtiger, eigentlich an ihren Sohn Karl, Lottis alten, treuen Freund. Ihm, als einem jungen Manne, würde es ja gewiss nicht schwer fallen, sich einmal über Simmerts Lebensführung unauffällig zu erkundigen. Und sie würde ihm ja so von Herzen dankbar dafür sein — ein geängstigtes Mutterherz werde ihm diesen grossen Dienst nie vergessen!

So weit las Hellmrich. Da warf er den Brief mit einem bitteren Auflachen auf den Tisch. Dazu war er gut genug, den Wächter über Lottis Glück

mit einem andern zu spielen! Wahrhaftig, diese Zumutung war doch ein bisschen gar zu naiv! Aber er wollte Mutter und Schwester nicht zeigen, was alles dieser Brief wieder in ihm aufgestört hatte. So erhob er sich dann schnell, nach der Uhr sehend: Es sei die höchste Zeit, dass er zu der Volksversammlung in den Arminhallen gehe, die er heute besuchen wollte. Und mit hastigem Gruss schied Hellmrich von den Seinen.

VI.

Hellmrich nahm an der heutigen Versammlung ein besonderes persönliches Interesse; er ging diesmal nicht von berufswegen dorthin, um für sein Blatt darüber zu referieren, sondern er wollte nur den Zuhörer spielen. Zum erstenmal sollte nämlich heute, nach den Anzeigen in den sozialdemokratischen Zeitungen, ein junger Redner der Partei vor einer grösseren öffentlichen Versammlung debütieren, und dieser Debütant war kein anderer als Korff, sein ehemaliger Couleurbruder.

Hellmrich hatte erst seinen Augen nicht trauen wollen oder nur an eine Namensgleichheit geglaubt; denn es schien ihm doch ganz ungeheuerlich, dass ein Mensch, mit dem er das gleiche Band getragen, unter die sozialdemokratischen Agitatoren gegangen sein sollte. Als er aber in einer weiteren Anzeige auch den Vornamen — Jakob Korff — und zugleich eine kurze biographische Notiz gelesen hatte, aus der hervorging, dass Herr Korff sich schon bei der jüngsten Bewegung der Krankenkassen gegen die Apothekenbesitzer hervorgetan und um die sozialdemokratische Sache verdient gemacht habe, da war

jeder Zweifel beseitigt: Der einstige Jenenser Alemanne war also wirklich ein Anhänger der internationalen „roten Couleur" geworden. —

Nun sass Hellmrich in dem schon dicht gefüllten Saal und harrte mit Spannung dem Auftreten Korffs entgegen. Noch war dieser aber, ebenso wie die übrigen Hauptpersonen des Abends, nicht erschienen. Hellmrich hatte sich noch mit seinem Stuhl in eine Lücke der vorderen Reihen hineinschieben können, so dass er einen ziemlich freien Ausblick auf den Vorstandstisch und das Rednerpult hatte. Wohl hatten einzelne der Nächstsitzenden etwas verwundert aufgeschaut, als da ein neuer Ankömmling, nach seiner guten Kleidung und den vielen Schmissen sicherlich ein Zugehöriger der Bourgeoisie, zwischen den „Proletariern" Platz nahm, aber es erregte doch kein Aufsehen. Die gewohnheitsmässigen Besucher solcher Versammlungen wussten, dass manch „Studierter" als Pressevertreter oder Sozialpolitiker aus beruflichem Interesse auch den sozialdemokratischen Versammlungen beiwohnte, und überdies, es hielt ja auch schon manch einer aus den akademischen Kreisen heimlich oder offen zur roten Fahne!

Hellmrich liess seinerseits seine Blicke prüfend umherschweifen. Schon das äussere Bild dieser Versammlung erregte sein lebhaftes Interesse. Seine Referententätigkeit für die Zeitung hatte ihn immer nur in wissenschaftliche Vorträge, zu festlichen Veranstaltungen hochangesehener gemeinnütziger Körperschaften oder dergleichen, geführt; aber noch

niemals hatte er eine Volksversammlung besucht — und nun gar eine sozialdemokratische! Das erste Empfinden, das er beim Überblicken des Saales hatte, war das einer starken Überraschung: Das sah ja hier ganz gemütlich und gut bürgerlich aus — nichts von dem rauhen proletarischen Anstrich, den er erwartet hatte!

Das Publikum am heutigen Abend war allerdings nicht das gewöhnliche. Die breiten Massen der Männer der schwieligen Faust, die sonst bei sozialdemokratischen Versammlungen mit ihren rauhen, lauten Stimmen, mit übelduftendem Zigarrenqualm und einer ziemlich kräftigen Alkoholatmosphäre den Saal anzufüllen pflegen, fehlten heute fast gänzlich. Die Art des auf der Tagesordnung stehenden Themas brachte das mit sich.

Herr Jakob Korff sollte heute über den Lohnvertrag und seine Bedeutung für die Angestellten im kaufmännischen und industriellen Betriebe reden. Das Thema, das voraussichtlich eine ziemlich nüchterne, sachliche Erörterung mit sich bringen würde, hatte, wie begreiflich, wenig Anziehungskraft für die Herren von der schwieligen Faust gehabt — es war ihnen wohl auch etwas zu hoch! Sie waren daher heute lieber in ihren Stammkneipen geblieben, um bei Schnaps und Bier ihre eigene politische Weisheit einander zum Besten zu geben. Dagegen sah man viel junge Leute, die offenbar den kaufmännischen Kreisen angehörten, und fast die Hälfte der Anwesenden waren Frauen, zumeist junge Mädchen,

wohl Näherinnen oder sonstige Hilfskräfte der Grosskonfektion.

Unter diesen Umständen reizte es Hellmrich ganz besonders, sowohl die Gesamtphysiognomie der Versammelten wie einzelne Typen daraus zu studieren. Wie er aber so den Saal musterte mit seinen wohl tausend Besuchern, kamen ihm eigenartige Gedanken, wie sie bisher in ihm noch nie aufgestiegen waren. Er musste sich gestehen, dass es doch ein beredtes Zeichen der Zeit sei, dass hier so viel junge Menschen anstatt sich wie die andern im Strudel der Grossstadt zu amüsieren und leichtherzig sich über die Missstände des Lebens hinwegzusetzen, ernsthaft beisammen waren, um sich über die Aufbesserung ihrer Arbeits- und Lebenslage belehren zu lassen.

Manch intelligentes Gesicht konnte er hier sehen, viele mit ruhigem, energischem Ausdruck, bereit, mit kräftiger Tat in den Kampf um's Dasein zu treten, manche mit dem stillen, in sich gekehrten Ausdruck des weltverbessernden Grüblers, einige aber auch mit dem aus tiefliegenden Augen glühenden Blick des Fanatikers oder dem hoffnungslosen Lächeln des Zweiflers in dem hageren, blassen Antlitz.

So die Männer, und die weiblichen Besucher boten einen ähnlichen Anblick dar. Sie waren durchgängig sehr sauber und adrett angezogen, manche sogar mit einem bescheidenen, hübschen Putz an Hut und Jackett, doch ohne die auffallende Halb-

welt-Eleganz ihrer leichtlebigen Kolleginnen aus der Konfektionsbranche. Man hatte es hier offensichtlich mit fleissigen, anständigen Mädchen zu tun, die für ihren und ihrer Angehörigen Lebensunterhalt unermüdlich arbeiteten und weder Zeit noch Lust zu einem genusssüchtigen Bummelleben hatten. Die Gesichtszüge waren zumeist nicht unsympathisch, vielfach sogar hell und freundlich; das glückliche, sanguinische Temperament und die grössere Genügsamkeit des Weibes in materieller Hinsicht liessen sie offenbar die Härten des Lebens leichter ertragen als die Männer.

Plötzlich ging eine Bewegung durch die Versammlung, die in grosser Ruhe der Eröffnung entgegenharrte. Alle Blicke richteten sich nach dem Eingang, wo — nach einem kurzen Disput mit dem dort postierten Schutzmann, der keinen mehr in den überfüllten Saal hineinlassen wollte — eben noch drei Personen erschienen waren. Doch sie mussten sich wohl legitimiert haben, denn sie durften doch noch passieren.

„Das ist Rathacker — da, der Grosse!“ Leise flüsterte man sich den Namen des bekannten Sozialistenführers zu, der da neben einer Dame und einem jungen Mann — Hellmrich erkannte richtig in ihm Korff wieder — durch die enge Gasse der Sitzreihen sich zum Vorstandstisch hinwandte.

Dort angelangt, begrüsste die Dame, eine hochgewachsene Erscheinung in einem knapp sitzenden, dunkelgrauen Kostüm, mit einer leichten, kühlen Nei-

gung des Kopfes den schon hier sitzenden Polizeileutnant, der mit kurzem militärischen Gruss dankte, und legitimierte sich als die Einberuferin der Versammlung — Genossin Frau Meta Rockenburger. Während der Leutnant gewissenhaft die polizeilich vorgeschriebenen Papiere prüfte, schickte die Dame mit ernster, fast kühler Miene hochaufgerichtet einen musternden Blick aus ihren grossen grauen Augen über die Versammlung hin. Dann zog sie mechanisch die an langer, feiner Goldkette hängende Uhr aus dem Gürtel, nickte zu dem Abgeordneten Rathacker hinüber und erklärte darauf — der neben ihr sitzende Leutnant hatte ihr die Papiere jetzt mit zustimmendem Kopfneigen zugeschoben — mit mässig lauter Stimme in geschäftsgeübter Ruhe die Versammlung für eröffnet. Sie erteilte zunächst dem „Genossen" Rathacker das Wort.

Der Reichstagsabgeordnete erhob sich von seinem Platz am Vorstandstisch an der andern Seite der Einberuferin. Es war eine hagere Gestalt mit einem charakteristischen, klugen Gesicht mit kühn geschweifter Adlernase. Nur wenige Worte richtete er an die Versammelten. Er wollte ihnen diesmal nur einen eifrigen jungen Vorkämpfer für die Sache der Arbeiter und Arbeiterinnen vorstellen, Herrn Jakob Korff, der ihnen heute über den Arbeitsvertrag einen beachtenswerten und lehrreichen Vortrag halten werde.

Voll Neugier richteten sich die Blicke nun auf den Dritten am Vorstandstisch, den noch jungen

Mann vielleicht Anfang der Dreissiger, der jetzt aufgestanden war und sich leicht vor der Versammlung verneigte: Eine nur mittelgrosse Figur, fast schmächtig, mit blassem, scharfgeschnittenem Antlitz. Ein dunkler Schnurrbart und ein paar Narben auf Wange und Stirn gaben im Verein mit dem goldenen Klemmer dem Gesicht ein weiteres charakteristisches Gepräge.

Mit grossem Interesse musterte Hellmrich den einstigen Couleurbruder, der jetzt zum Rednerpult hintrat und seine Papiere auseinanderfaltete. Korff hatte sich im Grunde wenig verändert, nur etwas magerer war er geworden, dazu bestimmter in seiner Haltung, und auch seine Miene verriet noch grössere Entschlossenheit als früher in Jena.

Nun begann Korff seinen Vortrag. Er hatte ein grosses Organ, das mit seinem energischen, scharfen Klang den weiten Saal vollständig beherrschte, und er sprach mit jener kühlen, überlegenen Ruhe, die ihm schon als Student eigen war. Mit gespannter Aufmerksamkeit, aber auch in stark kritischer Stimmung folgte Hellmrich den Ausführungen des Redners. Er musste dabei aber notgedrungen die ruhige, sachliche Form anerkennen, die Korff während seines ganzen Vortrages hindurch beobachtete, sowie eine offenbar gründliche Sachkenntnis. Er schien sich mit grossem Fleiss in seine Materie eingearbeitet zu haben.

Wie Korff so sprach, hätte man meinen können, irgend einen volksfreundlichen Redner der bürgerlichen Parteien zu hören. Ja, er erkannte sogar

wiederholt an, dass die neue deutsche Gesetzgebung die Rechte der Arbeiter gegenüber den Unternehmern sehr erheblich mehr wahrnähme und die Arbeiter dadurch im Verhältnis zu früher in mancher Beziehung wesentlich günstiger stellte. Aber dann kam gleich allerdings jedesmal ein dieses Lob einschränkender, ironischer oder scharf satirischer Nachsatz, dass natürlich die bürgerlichen Parteien diese Gesetze nicht etwa aus Liebe zu den Arbeitern gemacht hätten, sondern nur unter dem steten Druck der sozialistischen Bewegung, ohne deren frisch belebenden Hauch unser sozialpolitisches Leben noch genau so stagnieren würde wie vorher.

Noch schärfer jedoch trat der wahre Charakter des Redners hervor, als sich dann im Anschluss an seinen Vortrag eine Diskussion entspann. Da meldeten sich nämlich unter anderen auch ein kleiner Fabrikbesitzer und ein bekannter nationalsozialer Professor zum Wort, die sowohl auf die berechtigten Interessen der Arbeitnehmer hinwiesen, als auch für die vorurteilslosen bürgerlichen Parteien in Anspruch nahmen, dass ihnen gleichfalls das Wohl der Arbeiter am Herzen liege. Nun kam eine gewisse Spannung in die Atmosphäre der Versammlung; hier und da ertönte ein dumpfes Murren des Widerspruchs oder ein bitteres Auflachen.

Korff fertigte in einer Entgegnung die beiden Widersacher — von seinem Standpunkt aus — sehr schneidig ab. Noch schärfer klang jetzt seine Stimme, seine schwarzen Augen funkelten höhnisch,

feindselig hinter den Klemmergläsern auf, und mit einer ungemein gewandten Dialektik zerpflückte er die Gegengründe Satz für Satz. Mit beissendem Spott machte er namentlich die „verschwommenen Phantastereien" des Professors, des „sozialen Friedensapostels", lächerlich. Da sei ihm doch selbst noch der ehrliche, feindselige Egoismus lieber, als diese die Wirklichkeit umnebelnden, also irreführenden Humanitätsphrasen. Klar legte Korff seinen Hörern dar, wie absurd, wie platterdings unmöglich es einfach vom realpolitischen und nüchternen naturgeschichtlichen Standpunkt aus sei, dass ein Angehöriger einer Klasse, die im schärfsten Interessengegensatz zu einer anderen lebe, für sich in Anspruch nehmen wolle, ebenso gut für das Wohl jener anderen zu sorgen, wie diese selbst.

„Nein, Genossen und Genossinnen, das ist ein Unding, eine lächerliche Illusion politisch unklarer, schwachsinniger Köpfe — wofern es nicht ein unerhört frivoler Versuch Eurer Gegner ist, Euch blind zu machen und ruhig weiter auszunutzen. Ebenso wenig, wie der Fuchs dem Hasen, wie die Katze der Maus liebevoll besorgt ist, reichlich Futter zu schaffen und opferfreudig lieber selbst zu hungern, ebenso wenig werden die Arbeitgeber und die mit ihnen durch gleiche Lebensinteressen verbündeten bürgerlichen Klassen in Wahrheit sich um Euer Wohlergehen kümmern. Also: Nehmt klug, was sie Euch notgedrungen als kärgliche Abschlagszahlung auf Euer gutes, grosses Recht geben, aber ver-

zichtet in törichter Bescheidenheit nicht auf den Rest — liefert Euch nicht ihrer „Grossmut“ aus. Wie das einzelne Individuum im Kampfe ums Dasein nur an sich denkt, so jeder einzelne Stand im sozialen Kampf. Und darum noch einmal: Hier Arbeiter — hier Unternehmer! Das wird die Losung sein, die uns scharf und feindlich scheidet, bis einmal der wilde Verzweiflungskampf des darbenden Volkes ausgekämpft, bis einmal das soziale Elend aus der Welt geschafft sein wird, und die Morgenröte des Glücks, der Freiheit über einer neuen, grossen Ära des Menschengeschlechts strahlend aufziehen wird — im sieghaften Zeichen unserer Partei, der Menschen und Völker befreienden Sozialdemokratie!“

So schloss der Redner, und brausender, begeisterter Beifall lohnte seine Worte. Hellmrich blickte sich um: Lauter entflammte Blicke, aufgeregte Mienen, ja, viele waren aufgesprungen, als wollten sie im Überschwang ihrer Gefühle hindrängen zu dem Redner oder sich feindselig auf seine beiden Widersacher stürzen. Die Vorsitzende musste energisch die Glocke schwingen, um wieder Ruhe im Saal herzustellen.

In Hellmrich wogten die Gedanken gleichfalls erregt auf und nieder. Zum erstenmal in seinem Leben geschah es, dass er über das soziale Problem zu einem ernsten Nachdenken kam. Bisher hatte er politischen Dingen überhaupt ziemlich uninteressiert gegenübergestanden. Es war zunächst einmal

seine grundsätzliche Ansicht gewesen, dass ein junger, erst werdender Mensch, wie ein Student, gut tue, sich nicht den Kopf mit Fragen der Politik zu erhitzen. Wirklich grosse nationale Aufgaben, wie einst vor der Reichsgründung, die auch den Jüngling schon mit Begeisterung hätten erfüllen können, gab es ja jetzt nicht mehr, und der gehässige, kleinliche Zank der Parlamente über Zölle und Steuern, ob ein Pfund Zucker ein paar Pfennige mehr oder weniger kosten sollte, das hatte ihn nur langweilen oder abstossen können. So hatte er denn, wie einst als Student, so auch jetzt als angehender Staatsbeamter, den politischen Teil der Zeitungen nur immer sehr mit Auswahl gelesen — nur hin und wieder eine Episode aus dem politischen Leben verfolgt, die ihn gerade einmal interessierte, aber im übrigen war es ihm höchst gleichgültig, ob dieser oder jener Minister am Ruder war, ob gerade wieder einmal irgendwo ein Streik war oder eine Zollenquete vor sich ging.

Heute nun mit einemmal traten all diese abseitsliegenden Dinge, laut seine Teilnahme heischend, an ihn heran, und er fühlte plötzlich, wie in seinem Innern gleichsam eine Tür aufsprang, wie ein bis dahin schlummernder Sinn langsam erwachte und sich alsbald kräftig zu regen begann. Es geschah dieses Erwachen teils unter dem nachhaltigen Eindruck, den vorhin das stille Beobachten der vielen hundert Menschen um ihn herum auf ihn gemacht hatte, die alle das gleiche Sehnen und Stre-

ben nach Vorwärtskommen, nach wirtschaftlichem, sozialem und geistigem Aufschwung zu einer starken politischen Flutwelle vereinte, teils aber auch unter dem Eindruck von Korffs beredten Worten, seiner selbst den Gegner fesselnden Art, und nicht zuletzt, weil die Person dieses Redners ihm einst menschlich näher gestanden hatte. So hatten ihn denn auch jetzt dessen Ausführungen viel kräftiger angefasst und aufgerüttelt, als wenn ein ganz Fremder zu ihm gesprochen hätte.

Ein zwiespältiges Gefühl bewegte Hellmrich. Auf der einen Seite musste er vieles, was Korff da eben gesagt hatte, durchaus anerkennen; er musste es aus eigener Beobachtung und Erfahrung bestätigen: Kein ernsthafter Mensch, der die Verhältnisse kannte und leidenschaftslos überblickte mit dem ungetrübten Auge des Mannes, der auch politische und soziale Erscheinungen mit ruhiger Objektivität auf ihren ursächlichen Zusammenhang und ihre Bedeutung für die allgemeine Menschheitsentwicklung hin prüfte, kein solcher konnte doch wohl leugnen, dass die Lage der Arbeiter und kleinen Angestellten noch vielfach sehr verbesserungsbedürftig war. Keiner konnte auch leugnen, dass in der Tat im Erwerbsleben ein kalt egoistischer Zug das Hauptmerkmal war, dass — von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen — im allgemeinen die Interessen der Arbeitnehmer und -Geber im Widerspruch standen, und dass es unbestreitbar das Verdienst der Sozialdemokratie war, in den „bürgerlichen“ Kreisen die

Pflicht zur sozialen Fürsorge im modernen Sinne erst zum Bewusstsein und zur Betätigung gebracht zu haben. Ja — um ehrlich zu sein — er musste selbst das Korff zugeben, dass es sogar im Anfang nicht sowohl Mitgefühl mit der Not der arbeitenden Klassen als die Besorgnis vor der sich ungestüm, bedrohlich gebärdenden jungen Organisation ihrer Kräfte gewesen war, das hierzu getrieben hatte.

So machte Hellmrich mit grösster Ehrlichkeit gegen sich selbst Korff jedes Zugeständnis, dessen er nach seiner innersten Überzeugung fähig war; aber trotzdem konnte er Korffs Schlussfolgerungen aus diesen Tatsachen, seiner flammenden Aufforderung zum Klassenkampf, nicht folgen. Hier, fühlte er deutlich, überschritt jener die Grenze, welche klare Einsicht und die Sorge um die nationale Wohlfahrt der an sich durchaus berechtigtenBewegung der Arbeiterschaft zogen. Trotz aller Interessengegensätze brauchte doch keine Todfeindschaft zwischen „bürgerlichen“ und „arbeitenden“ Kreisen zu bestehen, als ob etwa die ersteren bloss die Blutsauger wären, die allesamt ohne ehrliche Arbeit sich bloss vom „Schweiss der Proletarier mästeten“. Wenn doch manch Arbeiter nur wüsste, wie nervenzerrüttende Kopfarbeit so zahllose Angehörige der von ihm beneideten „faulen Bourgeoisie“ von früh bis spät in ihr Joch spannt, sie ihrer Familie entzieht und dennoch ihnen nur einen kärglichen Verdienst abwirft, der kaum höher ist als der vieler Handarbeiter!

Aber ganz abgesehen hiervon, so dachte Hellm-

rich, selbst da, wo wirklich die Gaben des Schicksals sehr ungleich verteilt waren, wo die Interessen des Unternehmers denen der Arbeiter und Angestellten in natürlichem Gegensatz gegenüberstanden, warum sollte es selbst hier nicht zur Verständigung im Guten kommen? Gab es doch in allen Berufsständen, auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens Interessengegensätze, aber sie alle wurden verständig durch Kompromisse ausgeglichen, ohne dass die Parteien sich in unversöhnlichem Hass gegenüberstanden. Warum also nicht auch hier? Und wenn es schon richtig war, dass das soziale Programm der modernen Gesetzgebung ursprünglich nur nüchterner Staatsraison zu verdanken war, so war doch gewiss auch wahr, dass das neue, nunmehr herangewachsene Geschlecht bereits aufgewachsen war mit dem der Menschheit neu gewonnenen Begriff der sozialen Pflicht, dass nunmehr Abertausende aus dem bürgerlichen Lager aus selbstlosen, idealen Beweggründen mithalfen, das Los der im Leben schlechter Gestellten nach Kräften zu bessern. Warum also Hass und Spott für sie?

Hier machte sich Korff eines schweren Verfehlens schuldig. Aber trotzdem, so musste sich Hellmrich bei ruhigem Nachdenken gestehen, war das nur zu begreiflich. Die ganze innere Entwicklung seines einstigen Couleurbruders, und so auch jetzt seine politischen Ansichten, waren ja nur eine traurige Folge seiner sozialen Herkunft, Erziehung und wirtschaftlichen Lage. In Entbehrungen und

trübseligen Familienverhältnissen, im Lebenskreise des „Proletariats“ aufgewachsen, hatte Korff, früh verbittert und hart geworden, die Gesellschaft immer nur aus seinem dunklen Winkel mit einem beschränkten Gesichtskreis kennen gelernt. Selbst die Schul- und spätere Universitätsbildung hatte an diesem schon früh gereiften, aber einseitig entwickelten Charakter keine regulierende Wirkung mehr ausüben können. So musste er denn schliesslich wohl dahin kommen, wohin er jetzt geraten war. Traurig, dass es so war, dass dieser scharfe, regsame Geist sich nicht in den Dienst des Aufbauens gestellt hatte, sondern eine zersetzende Wirksamkeit im Spiel der politischen Kräfte auszuüben bestimmt war, aber er konnte ihn darum nicht verachten. Denn er tat, was er seiner inneren Entwicklung nach musste, und — das war sicher — es war seine ehrliche Überzeugung, wenn er so sprach, wie vorhin.

Trotz allem aber, es blieb für Hellmrich ein trauriges Schauspiel, den ehemaligen Farbenbruder auf der Seite derer zu sehen, die in fanatischer Unbesonnenheit und Leidenschaftlichkeit gegen die bestehende Gesellschaftsordnung Sturm liefen, um mit manchem Schlechten blindlings auch das Gute niederzureissen und Hass und Zwietracht zwischen die Söhne und Töchter eines Volkes zu säen. So erhob er sich denn, um hinauszugehen. Im Vorübergehen am Vorstandstisch streifte sein Blick Korff, und auch dieser gab durch eine Gebärde des Erstaunens zu erkennen, dass er Hellm-

rich bemerkt hatte. Ein leises Lächeln spielte dabei um Korffs Lippen, als wollte er sagen: Ah, sieh' da, Freund Hellmrich! Du auch hier — vielleicht auf dem Wege zu uns? Aber Hellmrich sah den andern mit einem abweisenden, ernsten Blick an, der ihm jeden Zweifel darüber benahm, dass es keine Gemeinschaft gab zwischen ihnen beiden. Und dennoch sprachen auch Trauer und Mitleid aus diesem Blick.

So schritt Hellmrich aus dem Saal hinaus, aber noch draussen, beim langsamen Nachhausegehen, wogten die Gedanken des heutigen Abends in ihm nach. Mit gereifterem Urteil blickte er jetzt um sich und rückwärts. Wahrhaftig, — es sah in der Welt doch anders aus, als sie es als sorglose Studenten im lieben Jena gewähnt hatten, und es gab so manche bitterernste Dinge im Leben, von denen sie sich nichts hatten träumen lassen. Umsomehr aber war es Pflicht dessen, der nun ins Leben hinausgetreten war, frisch teilzunehmen an den Kämpfen der Zeit, mit warmem Herzen an der Linderung der menschlichen Not und an der Veredelung des menschlichen Geistes mitzuarbeiten, aber auch kraftvoll den Irrenden entgegenzutreten, die da wähnten, dass aus dem Samen des Hasses und der Zwietracht die Wohlfahrt der Menschheit erblühen sollte. Und wahrlich, er wollte sich fortab nicht länger in sträflicher Gleichgültigkeit dieser Pflicht entziehen! Mit diesem inneren Gewinn kehrte Hellmrich schliesslich heim.

VII.

„Na, Herr Doktor, wie schmeckt Ihnen denn das Lichtenhainer hier? Wohl nicht so wie an der Quelle!"

Einer der Burschen der Albingia sagte es zu Hellmrich, als ihnen eben die Kellnerin die Holzkannen und -Kännchen auf den Tisch gesetzt hatte. Als offizieller Verkehrsgast hatte sich Hellmrich heute — mehrere Wochen nach den letzten Vorkommnissen — wieder einmal auf der Kneipe der befreundeten Berliner Landsmannschaft sehen lassen, und man war nun jetzt zum Abschluss noch auf ein paar Schoppen Lichtenhainer in das allbekannte Café Chicago gegangen, dessen Spezialität der Ausschank des Jenischen Weissbieres seit altersher ist. Nicht minder zugkräftig als das lehmfarbene, exotische Getränk erweist sich aber für die Musensöhne die Bedienung „von zarter Hand". So ist denn schon seit Jahrzehnten jenes Lokal ein beliebter Treffpunkt nicht bloss für die alten Jenenser, die in der Millionenstadt sich wieder einmal in die ruhige, feuchte Atmosphäre des Bierdorfes versetzen wollen,

sondern für Studierende und namentlich Couleurstudenten höherer Jahrgänge überhaupt.

Hellmrich tat, langsam kostend, einen Schluck. „O, gar nicht übel, wenn's freilich in Jena auch besser schmeckte."

Die Kellnerin, die noch am Tische stand und mit einem der älteren Albinger scherzend plauderte, horchte auf und blickte zu Hellmrich hinüber.

„Ist's wahr, sind Sie auch in Jena gewesen?"

Hellmrich sah sie daraufhin an. Es war ein hübsches Mädchen, eine pikante Brünette. In dem knapp sitzenden, schwarzen Tuchkleid, das ihre schlanke Gestalt mit den weichen Linien vorteilhaft erscheinen liess, sah sie — fast konnte man sagen — distinguiert aus. Und das feine, duftige Battistschürzchen, das Abzeichen ihres Standes, liess sie nur noch koketter erscheinen, wie ein feines Haustöchterchen, das sich nur zufällig in das Studentenwirtshaus verirrt hatte.

„Ja, Fräulein Ilse," — so hatte er sie beim Platznehmen begrüssen hören — antwortete Hellmrich, sie mit einem Lächeln des Wohlgefallens betrachtend. „Acht Semester wohlgemut!"

„Was, acht Semester?" Lebhaft fiel sie ein und kam zu seinem Platz hinüber. „Da kennen Sie gewiss 'ne Menge alter Jenenser. Auch von den Corps, ja?"

Sie stand dicht vor ihm, die eine Hand auf den Tisch gestemmt, die andere auf seinen Stuhl gestützt. Er bemerkte dabei, wie ihr linkes Handgelenk ein

schweres, goldenes Kettenarmband umschloss. Sein Blick überflog dabei auch ihre Hand, die zierlich und wohlgepflegt war, und plötzlich fiel ihm am Mittelfinger ein Ring auf, offenbar ein Herrenring, der ihm bekannt vorkam. Herr Gott, wer trug doch immer so einen Ring? Aber es fiel ihm im Moment nicht ein, und so antwortete er denn auf ihre Frage:

„Von Ansehen, ja! In Jena kennt ja bald ein Couleurstudent den andern."

„Haben Sie auch welche von den Vandalen gekannt, zum Beispiel den —"

„Ilse!" Einer der Gäste aus ihrem „Revier" drüben am Ecktisch, dem Stammplatz mehrerer alter auswärtiger Korpsburschen, zitierte, schon etwas ungeduldig, die Hebe, und diese eilte mit einem kurzen Wort der Entschuldigung hinüber.

„Wenn die rufen, hat sie's immer verdammt eilig," grollte einer der Albinger in seine Kanne hinein und warf einen grimmigen Blick hinüber in die Ecke, wo drei ältere Akademiker, alle mächtige Riegel im Gesicht, sassen und gerade eine Lage Knickebein ausgeknobelt hatten, an deren Vertilgung sich die Dame vom Dienst nun beteiligen sollte.

„Kein Wunder! Es sind ja lauter Freunde von ihrem Verhältnis," erklärte dem Ärgerlichen ein Couleurbruder, der als ein häufiger Besucher mit den Familienverhältnissen des Café Chicago ziemlich gut Bescheid wusste, diese Wahrnehmung.

„So — wer ist denn der Prinz-Gemahl Ihrer Hoheit jetzt?" — Fräulein Ilse wurde nämlich wegen

ihrer aparten Erscheinung und ihres für gewöhnlich stolz zurückhaltenden, dafür aber um so reizvolleren Wesens „Prinzess Ilse“ genannt.

„Na, die hat doch schon seit ein paar Monaten ein offizielles Verkehrsverhältnis mit 'nem auswärtigen Korpsier. Wie er heisst, weiss ich nicht. Aber ihre Kolleginnen nennen ihn den „süssen Rudi“.

Hellmrich betrachtete mit einem gewissen, ihm selbst befremdlichen Interesse den Gegenstand dieser Unterhaltung. Die Prinzess hatte sich inzwischen drüben „häuslich niedergelassen“ und schien in eine gemütliche, vergnügt-familiäre Unterhaltung mit den Freunden und Vertrauten ihres Liebsten vertieft. Er gehörte zwar keineswegs zu den Leuten, die sich gewohnheitsmässig beim dritten Schoppen in jede halbwegs appetitliche Kellnerin zu verlieben pflegen; aber diese Ilse — wahrhaftig, das war was Besonderes! Da hatte man tatsächlich das Gefühl, dass hinter dem Mädel was Aussergewöhnliches, was Besseres steckte. Kein Wunder, wenn sie so ziemlich allen Besuchern des Lokals die Köpfe verdrehte, und diese vor Neid auf den Glücklichen schwollen, den sie mit ihrer prinzesslichen Gunst begnadet hatte.

Es reizte Hellmrich ordentlich, mehr zu hören von dem Mädchen, und er wandte sich daher an den Inaktiven der Albingia, der eben die Auskunft über sie erteilt hatte. Er erfuhr denn auch noch einige biographische Details über die interessante junge Dame. Sie sollte nach gelegentlichen eigenen Andeutungen und nach den on dits, die im Lokal

im Umlauf waren, in der Tat aus guter Familie stammen, ihrer Stiefmutter wegen aber von Haus „ausgerissen“ sein. Ein Bruder von ihr sollte sogar bei der Kavallerie einjährig dienen. Tatsache war jedenfalls, dass sie ganz gebildet sprach und schrieb, selbst mit französischen und englischen Redensarten um sich warf, tadellos ass und sogar reiten konnte. Es hiess, dass sie jeden Morgen mit dem „süssen Rudi“ im Tiergarten spazieren ritt.

Wenn auch einige skeptische bemooste Häupter, denen nichts mehr imponierte, behaupteten, all der sagenhafte Nimbus um Prinzess Ilse's Erscheinung wäre nach einem altbewährten Trick von ihr selbst schlauerweise gewoben, um ihre Person interessanter zu machen, so hinderte das doch nicht, dass die Mehrzahl aller Gäste des Café's Chicago die Renommier-Kellnerin dieses Lokals mit einem gewissen Respekt behandelten. Denn das wusste jeder: Bei Ilse prallte alles Liebeswerben unfehlbar ab; ja sie liess etwas zudringliche Verehrer sogar ganz bösartig abfallen. Sie lebte „absolut anständig“; denn jeden Abend um zwölf Uhr, wenn sie „Kasse gemacht“ hatte, zog sie sich solo aus dem Lokal zurück und bestieg regelmässig draussen eine Droschke, die sie heimfuhr. Ja, sie vermied es sogar, gemeinschaftlich mit ihrem offiziell anerkannten Verehrer das Restaurant zu verlassen. Er ging korrekterweise immer schon eine halbe Stunde eher.

So weit war Hellmrich über das schöne Fräulein

orientiert, als Ilse wieder einmal am Tisch der Albinger erschien, um auch dort ihres Amtes zu walten. Da benutzte er die Gelegenheit, wie er ihr das leere Kännchen darbot, um den vorhin abgerissenen Faden der Unterhaltung wieder anzuknüpfen.

„Sie wollten mich ja vorhin fragen, ob ich einen von den Vandalen in Jena kenne, Fräulein Ilse."

„Ach, ja! Ich meinte Herrn Simmert — den Renommierfechter von den Jenenser Korps — den haben Sie doch gewiss gekannt?"

Das Mädchen sah ihn mit einer gewissen Erwartung — ja, ihm schien, mit einem leisen, stolzen Lächeln an — doch dann zeigten ihre Mienen den Ausdruck grossen Erstaunens. So sehr überraschte sie die plötzliche Veränderung in den Zügen des ihr ganz fremden Gastes.

„Simmert? — Allerdings, den kenne ich auch — vom Ansehen!" erwiderte dieser stockend, und sein Antlitz wurde fast finster. „Aber wie kommen Sie gerade auf den?" fügte er dann mit forschendem Blick hinzu.

Das Mädchen fühlte sich bei seinem seltsamen Wesen mit einemmal etwas befangen, sie hatte eine dunkle Ahnung, die sie vor dem Fremden warnte, und ausweichend antwortete sie leichthin: „O, der fiel mir nur so ein. Er verkehrt mit den Herren da drüben und kommt auch häufig hier ins Lokal."

Und sie wandte sich schnell ab, seine Kanne am Buffet füllen zu lassen.

Hellmrich blieb in einer lebhaften Erregung zurück. Welch' wunderbarer Zufall! Auch hier musste er wieder auf Simmert stossen. Ja, vielleicht trat er jeden Augenblick in die Tür, und dann sassen sie sich gerade gegenüber! Er malte sich mit gefurchter Stirne diese Situation aus.

Die Kellnerin kam zurück. Schnell wollte sie Hellmrich nur seine Kanne mit einem kurzen „Bitt' schön" hinsetzen. Da aber fiel sein Blick wieder auf ihre Hand, die ihm das Gefäss hinreichte, und auf den Ring!

Ah! Nun wusste er mit einemmal, an wem er diesen Ring schon gesehen hatte: Simmert! Es war der altertümliche Brillantring mit Rubinen, den er damals aus dem Nachlass der Grossmutter in Jena bekommen und dann ständig getragen hatte. Und plötzlich durchzuckte Hellmrich auch eine Erleuchtung: Das Mädchen hier vor ihm war die, um derenwillen Lotte in Jena von Simmert vernachlässigt wurde!

Aber es verlangte ihn, sein Vermuten bestätigt zu sehen. So deutete er denn plötzlich auf den Ring an Ilse's Finger und sagte leise: „Ein Andenken aus Jena, wie ich sehe!"

Das Mädchen schrak ordentlich zusammen. „Woher wissen Sie das?" fragte sie mit grossen Augen ebenso zurück.

Hellmrich aber antwortete ihr mit einem ernsten, durchdringenden Blick: „Ich kenne Rudolf Simmert seit seinen Schuljahren."

Seine plötzliche Enthüllung ihres Herzensgeheimnisses und dieser Blick, hinter dem sich noch mehr versteckte, verwirrten sie so, dass sie gegen ihren Willen sich erröten fühlte. Schnell ging sie daher, ohne ein Wort der Erwiderung, vom Tisch fort. Später sass sie wieder drüben am Eckplatz, und Hellmrich bemerkte, wie sie ihn von Zeit zu Zeit verstohlen mit einem scheuen Blick aus ihren dunklen schönen Augen anstarrte.

Eine halbe Stunde mochte vergangen sein, da hörte Hellmrich plötzlich am Nebentisch die Bemerkung: „Sehen Sie, da kommt ja der schöne Rudi — der Schatz von der Prinzess. Der Kerl ist zu beneiden, was?"

Hellmrich sah sich um. Richtig, da kam Simmert. Im modischen schwarzen Raglan und Cylinder, die Hände in den Mufftaschen vergraben, den Stock mit der Silberkrücke über den Arm gehängt, ein Monokel im Auge, die Zigarette im Mund, und Lackstiefel an den schmalen Füssen, so kam er, der Typus eines Grossstadtkavaliers, heran — in wirksamem Kontrast zu seiner gezierten Kleidung die tiefen Narben im Gesicht mit dem blonden, keck nach oben gebürsteten Haby-Bart.

Nun stand er neben Ilse am Garderobenständer, die ihm entgegengeeilt war, einen heimlichen Händedruck mit ihm zu tauschen. Wirklich, ein auffallend schönes Paar, diese beiden schlanken, hohen Gestalten! Das musste selbst Hellmrich denken, als er sie so beobachtete. Er konnte deutlich sehen,

wie sie ihn mit einem heissen Aufleuchten aus den dunklen Augen innig grüsste — das Mädel schien wirklich regelrecht in ihn verliebt — während er mit ganz gelassener, gleichgültiger Miene, ja mit einem leisen Ausdruck des Unwillens ihre, ihm unangenehme Begrüssung vor der Öffentlichkeit hinnahm. Nachlässig reichte er ihr Stock und Hut zu, hing seinen Paletot auf und kam dann, mit einem hochmütigen Ausdruck oberflächlich über das Lokal hinsehend, an seinen Stammtisch.

Als er dort schon eine Weile gesessen hatte, bemerkte Hellmrich, wie Ilse, die sich auch wieder an dem Tisch niedergelassen, ihm etwas zuflüsterte. Daraufhin ein überraschtes Zusammenzucken Simmerts, dann ein ärgerliches Stirnfalten, und nun kam sein Blick suchend herübergeflogen an den Tisch der Albinger. So sahen sie sich wieder. Aber nur eine Weile. Dann wich Simmert dem tief durchdringenden Blick Hellmrichs aus und tat, als habe er nichts ihn irgendwie Interessierendes bemerkt. Angelegentlich widmete er sich vielmehr der Unterhaltung mit seinen Freunden.

Hellmrich dagegen konnte nicht davon ablassen, nach dem Tisch hinüber zu starren. Ging doch allzuviel innerlich mit ihm vor. Ein heftiger, stechender Schmerz bohrte in seiner Seele über das, was sein Auge dort schaute. Und doch bannte es seinen Blick unwiderstehlich dorthin. Dazu also war seine ehrliche Liebe von Lotte verschmäht worden. Dazu hatte er die Geliebte dem anderen überlassen müssen,

dass diese nun selber verraten und betrogen wurde! Ein ingrimmiger Hass gegen Simmert schwellte seine Brust, krampfhaft ballte er seine Hände um die Kanne, während er mit einem gezwungenen Lächeln auf eine Bemerkung seines Nachbarn antwortete.

Dann überliess er sich wieder seinem Brüten. Immer wieder erschien ihm Lotti's Bild in all ihrer holdseligen Mädchenhaftigkeit, in ihrer süssen Reinheit vor der Seele. Wie hätte er vor diesem Bilde anbetend knieen wollen, wie würde er es hochgehalten haben, dass der Staub des Alltags nicht an ihren Saum rührte! Und da sass einer, der mit unbedenklichem Siegerlächeln sie an sich gerissen hatte, und nun besudelte er ihre Reinheit, indem er mit einer anderen — Ah, es war nicht zum Ausdenken! Und mit diesen Lippen, die noch brannten von den leidenschaftlichen Liebkosungen der verliebten Schenkin hier, war er so manchmal frech hingefahren und hatte seine ahnungslose Braut geküsst!

Hellmrich hätte in blinder Wut hinstürzen und dem Elenden seine Schande vor aller Welt ins Gesicht schreien mögen. Mit Mühe nur zwang er sich zur äusseren Ruhe. Es war ihm daher lieb, als bald ein paar der älteren Leute, mit denen er sass, sich zum Aufbruch anschickten. Ja, das war das Beste, dass er schnell hinauskam — in die frische Nachtluft. Das würde ihn beruhigen.

Man klapperte mit den Kannendeckeln, um Ilse drüben aufmerksam zu machen und zum Zahlen herbeizuholen. Sie vernahm es und kam herüber.

Während die andern scherzend mit ihr abrechneten, sandte Hellmrich noch einen letzten, heissflammenden Blick hinüber, denn er merkte, dass dort von ihm gesprochen wurde. In der Tat wandten ein paar von Simmerts Tischgenossen neugierig die Köpfe zu ihm hin. Simmert selber aber, um sich eine möglichst gleichgültige Haltung zu geben, strich sich nachlässig mit der Linken seinen Bart hoch, während er mit dem Dritten sprach. Bei dieser Bewegung Simmerts konnte Hellmrich deutlich wahrnehmen, dass sein Handgelenk ein gleiches Kettenarmband wie das Ilses schmückte. Dagegen fehlte am vierten Finger der Verlobungsring. Ah, der Elende, er hatte das Gedenkzeichen der Braut abgelegt, um unanstössig hier mit seiner Buhlerin verkehren zu können, deren Liebesband er trug.

Nun stand Ilse vor Hellmrich. Dieser legte ein Geldstück hin, verzichtete auf das Herausgeben und wollte sich kurz von ihr abwenden, um sich anzuziehen. Die Prinzess vermied es, ihn anzusehen; ziemlich bedrückt von der Situation, nahm sie das Geldstück auf und tat es in ihr Zahltäschchen. Im Begriff sich umzudrehen, streifte Hellmrich mit einem kurzen Blick noch einmal ihr Gesicht. Da fiel ihm der genierte Ausdruck ihrer Miene auf, und wieder kam ihm das Gefühl, dass in diesem Mädchen, trotz ihres Berufes, vielleicht etwas höhere Gesinnung stecke. Zugleich durchfuhr ihn der Gedanke: Sie weiss am Ende gar nichts von Simmerts Verlobung. Sie hält ihn gewiss für frei!

Und da gerade die andern nicht auf sie achteten, raunte er ihr leise zu:

„Ilse — wissen Sie, dass Simmert eine Braut in Jena hat?“

Die „Prinzess“ zuckte zusammen und wurde ganz blass. Unwillkürlich flog ihr Blick zu dem Geliebten hinüber, wie, um sich seiner Treue zu vergewissern. Aber dann erwiderte sie mit einem hochmütigen Auflachen:

„Das ist nicht wahr! Das sagen Sie bloss, weil Sie sein Feind sind. Er hat's mir ja gesagt, wie Sie zu einander stehen.“

Hellmrich zuckte schweigend die Achseln. Ohne das Mädchen noch eines Blickes zu würdigen, verabschiedete er sich von den Zurückgebliebenen, und verliess dann mit seinen Begleitern das Lokal.

Als Hellmrich nach Hause kam, fand er seine Mutter noch auf, und, noch ganz unter dem Eindruck des eben Erlebten stehend, machte er seinem Herzen Luft. Wie Simmert seine Braut in nichtswürdiger Weise betrüge — mit einer Kellnerin! Da es schamlos, in vollster Öffentlichkeit geschähe, so sähe er keinen Grund, noch irgendwelche Rücksichten zu nehmen. Im Gegenteil, was ihm auch von Lotte geschehen sei, sie stehe ihm noch immer zu hoch da, als dass sie verdiene, von einem Elenden unglücklich gemacht zu werden. Er gäbe der Mutter daher vollste Freiheit, von seiner Mitteilung Gebrauch zu machen. Sie möge es ruhig der Hofrätin mitteilen,

es sei das ja sogar eine Freundschaftspflicht, die sie unbedingt erfüllen müsste.

So sprach Hellmrich zur Mutter, und es war in der Tat nur tiefe Empörung, Mitleid mit Lotte, die ihn beseelten. Ein Gefühl kleinlicher Rachsucht und Schadenfreude, nun endlich einmal dem glücklicheren Nebenbuhler einen Streich versetzen zu können, hatte in seiner ehrlichen Seele keinen Raum.

VIII.

Es war vier Tage später, da empfing Hellmrich einen Brief mit einer ihm unbekannten Damenhandschrift. Er öffnete das Schreiben und sah zu seiner nicht geringen Überraschung unterzeichnet: „Ihre sehr ergebene Ilse Hübner."

Wahrhaftig, es war ein Brief von der „Prinzess" im Café Chicago. Gespannt, was sie ihm wohl zu sagen hatte, überflog er die sehr korrekt geschriebenen Zeilen. Tatsächlich, diese Kellnerin gerierte sich ganz als Dame. Sie bat zuerst den Herrn Doktor um Entschuldigung für die Belästigung mit dieser Zuschrift sowie für ihre beleidigenden letzten Worte neulich. Aber die seien ihr nur so herausgeflogen, weil sie ihm nicht habe zeigen wollen, wie betroffen sie gewesen sei.

Aber der schreckliche Verdacht, dass Simmert sie doch betrogen haben könnte, dass er nicht mehr frei sei, habe sie seit dieser Stunde unausgesetzt gequält. Zwar hätten ihr Schatz und seine Freunde sie ausgelacht und in der Tat die Mitteilung Hellmrichs nur als ein feindseliges Manöver hingestellt. Aber sie könne sich das, nach dem ganzen Eindruck

Hellmrichs, nicht denken. So schwanke sie in quälender Ungewissheit hin und her.

Nun könne sie es aber nicht länger mehr aushalten. Sie bäte daher, den Herrn Doktor — dessen Adresse sie soeben von einem der Herrn Albinger erfahren — inständigst, ihr doch noch einmal die Ehre seines Besuchs zu einer kurzen Aussprache schenken zu wollen. Wenn der Herr Doktor sich vielleicht morgen früh zwischen neun und zehn herbemühen wolle, da sei sie an diesem Tage ganz allein im Lokal. Die Kolleginnen kämen erst nach zehn, und Gäste wären dann auch noch nicht da. So wäre Gelegenheit zu ein paar ungestörten Worten. Noch einmal, sie bäte, sie flehe darum!

Hellmrich schwankte eine Weile, ob er gehen sollte. Was ging ihn im Grunde dieses leichtfertige Mädchen an? Soweit ihn der Fall interessierte, war er erledigt. Endlich aber entschloss er sich, einer Regung seiner Gutmütigkeit nachgebend, doch hinzugehen. Er brauchte heute erst um elf Uhr in der Schule zu sein, also Zeit hatte er ja zu dem Besuche.

Als Hellmrich, bald nach neun, in das Café Chicago kam, fand er das Lokal noch stark im Negligé vor. In den hinteren Räumen standen die Stühle noch auf den Tischen, und eine Scheuerfrau säuberte mit Schrubber und Besen den Fussboden. In dem grossen Vorderzimmer dagegen war schon Ordnung geschaffen; nur lagerte auch hier über dem ganzen Raum jener wenig anmutende Geruch von vergossenem Bier und kaltem Zigarren-

dunst vom Abend vorher, der trotz der geöffneten Fenster noch immer nicht verflogen war.

Ilse war schon da. Er fand sie beim Eintreten damit beschäftigt, mit einem Staubtuch Streichhölzerständer und Bieruntersätze zu reinigen und diese Utensilien in harmonischer Ordnung wieder auf den Tischen aufzubauen, wie es die Pflicht jeder jeweiligen Kellnerin „du jour“ war, die schon immer eine Stunde vor den anderen zu erscheinen hatte. Als die „Prinzess“ Hellmrich eintreten sah, überflog ihre Züge ein Ausdruck freudiger Genugtuung, aber gleich darauf wurde ihr Gesicht wieder ernst, fast traurig. Schnell kam sie auf den Eintretenden zu und bot ihm die Hand.

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie leise. „Ich fürchtete schon, Sie würden gar nicht kommen.“

Hellmrich legte, ohne etwas zu erwidern, ab und sah sich dann nach einem Platz um. Das Mädchen wies nach einem Tische in der Ecke: „Vielleicht hier? Da kann man nicht vom Buffet aus gesehen werden. Darf ich Ihnen etwas bringen — der Form wegen?“ fügte sie schüchtern hinzu. Es war ihr ersichtlich unangenehm, den nur ihretwegen hergekommenen Gast zu einer Bestellung zu veranlassen.

„Es ist allerdings ein bisschen sehr früh für einen Frühschoppen,“ scherzte er. „Aber, bitte, bringen Sie mir ein Glas Portwein, wenn Sie so freundlich sein wollen.“

Während sie nach hinten ging, wo ein verschlafener Buffetier gläserklappernd hinter dem

Schanktisch in dem dämmerigen Raum hantierte, sah ihr Hellmrich nach. Sie trug dasselbe Kleid wie neulich, offenbar ihre Kellnerinnen-Uniform. Vom Rücken aus gesehen, zeichneten sich die reizvollen Linien ihrer schlanken Figur noch vorteilhafter ab, und sie ging mit natürlicher Anmut. Dazu die sorgfältige, moderne, jedoch nicht extravagante Frisur und an den Füssen sehr elegante Pariser Lackschuhe — wirklich, eine aparte Erscheinung. Zu verstehen war's schon, dass einer sich in das Mädel vergaffte. Aber gegen Lotti? Pfui Teufel, wie konnte man beide nur in einem Atem nennen! Und Hellmrich schämte sich ordentlich wegen seines Vergleichs.

Nun kam die „Prinzess" wieder, setzte Hellmrich das Glas Wein hin und blieb dann am Tisch stehen. Er musste sie erst bitten, sich zu ihm zu setzen, und sie tat es mit einer gewissen Befangenheit. Ihr bescheidenes, fast schüchternes Wesen, das sie heute zeigte, blieb nicht ohne Eindruck auf den Besucher und weckte in ihm ein Gefühl der Teilnahme.

„Sie wollten mich sprechen, Fräulein Ilse," begann er. „Was wünschen Sie denn von mir zu wissen?"

Sie schlug die Augen nun voll zu ihm auf, und ihm schien, dass sie blass und müde aussah. „Ich muss Gewissheit haben, ob er mich belogen hat. Bitte, Herr Doktor, sagen Sie mir auf Ihr Ehrenwort: Ist Rudi wirklich verlobt — richtig verlobt?"

Hellmrich zauderte einen Augenblick. Er war

als korrekt erzogener Couleurstudent gewöhnt, sein Ehrenwort nur in den seltensten, ernstesten Fällen abzugeben. Einer Kellnerin? Es war ihm peinlich. Aber da sah er ihre dunklen Augen ihn so heiss bitten, und ein so schmerzliches Verlangen nach Gewissheit sprach daraus, — da überwand er sich: „Mein Wort darauf!"

„Also doch!" Das Mädchen wurde ganz bleich, und schnell barg sie das Gesicht in den Händen. So sass sie nun eine Weile regungslos, die Ellenbogen auf den Tisch gestützt. Nur ihre heftig wogende Brust verriet ihre grosse Aufregung.

Hellmrich betrachtete sie mit aufrichtigem Mitleid. Es geht ihr wirklich nah, sie hat ihn offenbar lieb gehabt und — sie ist tapfer, so sagte er sich, als er sie so ihren Schmerz verbergen sah. Dann, nach einer Weile, strich sie mit der Rechten über die Stirn, ein trüber Glanz lag über ihren Augen, aber die Tränen hatte sie zurückgezwungen. Und wieder reichte sie ihm die Hand hin.

„Ich danke Ihnen. Die Gewissheit ist besser, als die geheime Angst."

Er drückte ihre Hand mit ehrlicher Achtung, die er in diesem Augenblick für sie empfand. „Sie tun mir aufrichtig leid, Fräulein Ilse. Aber trotzdem, es ist wirklich schon besser so. Ein Mensch wie Simmert verdient auch von Ihnen nicht geliebt zu werden. Denn er ist herzlos, ohne Gesinnung — er kann niemandem Treue halten."

Das Mädchen stützte abermals den Kopf in die

Linke, und, wie zu sich selbst, sprach sie mit leiser, zitternder Stimme:

„Und doch, er kann so lieb sein, so — ach Gott, es ist so schwer, von ihm zu lassen, sich getäuscht zu sehen — wieder einmal getäuscht!“ Es klang wie ein unterdrücktes Schluchzen aus ihren letzten Worten.

Hellmrich schwieg. Er hätte ihr zum Trost wohl sagen mögen, auch er wisse, wie verratene Liebe tue; aber er brachte es nicht über die Lippen. Nur kein Wort hier von seiner Liebe zu Lotti, hier in dieser Umgebung, zu diesem Mädchen, wie leid sie ihm auch tat.

Die „Prinzess“ fasste sich aber selbst wieder und mit einem bitteren Klang sagte sie: „Sie finden mich gewiss recht lächerlich. Eine Kellnerin, die sich einbildet, von einem studierten Mann wirklich geliebt zu werden — nicht wahr, das ist doch einfach albern, oder unverschämt? Aber trotzdem, wer kann für sein Empfinden! Und wenn Sie wüssten, wie er um mich her gewesen ist, was er mir alles gesagt und geschworen hat! Ja, so wahr ich hier sitze, geschworen hat er mir — und mehr als einmal! — er liebe mich ja so wahnsinnig, dass er mich vom Fleck heiraten könne. Wer ihn bloss immer hier im Lokal gesehen hat, wo er seinem guten Ruf nichts vergeben wollte, wo ich ihn ja am liebsten nicht mal freundlich ansehen sollte, der wird's mir ja freilich nicht glauben. Aber wenn wir allein waren — auf den Knieen hat er

vor mir gelegen, wie ein Verrückter hat er sich oft gehabt. So wahr ich hier sitze! Da können Sie's vielleicht begreifen, dass schliesslich auch ein Mädchen wie ich sich in den Wahn wiegt, ehrlich geliebt zu werden. Gewiss, ich bin ja keine Heilige und ich weiss ja nur zu gut, ein Mann Ihrer Kreise heiratet eine Kellnerin nicht; aber eine Zeit lang, ein paar Jahre des Glückes, das hatte ich mir doch gedacht, könnte ich vielleicht haben — dass man doch wenigstens etwas hätte von seinem verpfuschten, jämmerlichen Leben. Aber auch das nicht! Lug und Trug auch das nur! Verraten von ihm wie von dem ersten, der mich so weit gebracht — und so wird's immer gehen. Das ist ja mein Schicksal."

Ein höhnisches, bitteres Auflachen, und sie wollte aufspringen, um ihrer Bewegung Herr zu werden. Aber Hellmrich ergriff ihren Arm und zwang sie sanft nieder.

„Bitte, beruhigen Sie sich doch, Fräulein Ilse," seine Worte klangen warm. „Ich empfinde herzlich mit Ihnen. Ein Mädchen wie Sie hätte in der Tat ein besseres Los verdient. Sehen Sie, Fräulein Ilse, die Geschichte mit Simmert — darum ist's ja nicht schade. So'n Kerl verdient ja nicht, dass Sie ihm nachtrauern. Darüber kommen Sie ja auch bald weg; nehmen Sie nur Ihren Stolz zu Hilfe! Aber um Sie, um Ihre Zukunft tut's mir leid, wahrhaftig, aufrichtig leid. Fräulein Ilse, Sie sollten sich doch vor ähnlichen Erfahrungen schützen, Sie sollten einen andern Weg einschlagen, sich zurückfinden in

die Kreise, wo Sie hergekommen sind und wohin Sie gehören. Ein Mädchen wie Sie kann sich doch auf die Dauer in solcher Sphäre nicht wohl fühlen. Empfinden Sie das nicht schon längst selber, Fräulein Ilse?“

Sie lächelte traurig vor sich hin, während sie mit dem winzigen Battisttaschentuch sich die Augen tupfte.

„Ob ich das empfinde! Nur allzulange schon, lieber Doktor! Aber es gibt ja keinen Weg mehr zurück. Oder glauben Sie vielleicht, die, zu denen ich einst gehört, würden die Verworfene, den Schimpf, die Schande der ganzen ehrenwerten Familie, sich wieder in ihr Haus nehmen? Und selbst, wenn sie's täten — woran ja aber gar nicht zu denken! — glauben Sie, ich hielte es aus, die reuige Sünderin zu spielen, immer nur wie eine Geduldete scheu und schuldbewusst umherzuschleichen? Nein, lieber Doktor, zu solcher Rolle bin ich nicht geschaffen! Da zieh' ich's doch vor, noch ein paar Jahr' so weiter zu leben, so lange man noch jung ist — und nachher, na, dann heisst's eben: Lustig gelebt und lustig gestorben, heisst dem Teufel die Rechnung verdorben! Daraufhin, Prost, Herr Doktor!“

Mit forzierter Heiterkeit lachte die „Prinzess“ ihn an und nahm keck sein Glas, ihm nickend zuzutrinken. Da gab's Hellmrich auf, weiter auf sie einzureden. Er merkte, dass einem Wesen ihrer Art mit gut bürgerlichem Rat nicht zu helfen war. Schade, aber nicht zu ändern!

Er sah nach der Uhr. „Es wird Zeit, Fräulein Ilse, dass ich in mein Pennal komme, den Bakel zu schwingen," und er zog sein Portemonnaie.

„Ach, Sie sind Pauker?" fragte die Prinzess überrascht, etwas enttäuscht: „Das hätte ich Ihnen auch nicht angesehen! Sie sehen so forsch aus. Ich dachte, Sie wären auch Jurist."

Hellmrich lächelte nur gutmütig. „So? Meinen Sie, dass nur die Juristen forsch sein können? Da hätten Sie nur mal zu uns nach Jena kommen sollen. Da haben wir sogar unter den Theologen Mordsfechter gehabt, die manchen Pandektenreiter übel zugerichtet haben."

Er hatte bezahlt und bot nun, den Hut in der der Hand, Ilse zum Abschied die Rechte. „Na, Adieu, Fräulein Ilse, und was werden Sie nun mit Freund Simmert anfangen?"

Ihr Gesicht nahm jenen hochmütigen, verächtlichen Ausdruck an, dem sie ihren Namen verdankte, und sie zog in sprechender Gebärde die feinen Schultern hoch.

„Der bekommt natürlich noch heute seinen Laufpass — und zwar hier vor allen Gästen! Wenn ich einen Mann habe, will ich ihn ganz haben. Für eine Teilung danke ich, und für einen Lügner ganz besonders! Das werde ich ihm ins Gesicht sagen."

Man sah es ihr an, dass sie ihre Drohung wahr machen würde. Hellmrich ging, und er gönnte dem Verräter Lotti's die ihm zugedachte Demütigung von Herzen.

IX.

Die Hofrätin Gerting war in ernster Sorge um ihre Tochter. Charlotte litt schwer unter der Vernachlässigung durch ihren Verlobten. Zum erstenmal in ihrem Leben hatte sie jetzt einen ernsten, tiefen Schmerz kennen gelernt, der um so heisser brannte, als er eine der Hauptwurzeln ihres Wesens, ihren Stolz, auf's empfindlichste getroffen hatte. Sie, die Umschwärmte, von allen Verzogene, wurde jetzt auf's rücksichtsloseste beiseite geschoben und missachtet von dem, der ihr doch gerade die allergrösseste, zarteste Rücksichtnahme schuldig war, dem zu Liebe sie sich selbst einst so weit gedemütigt hatte, dass sie — obwohl im Vollgefühl ihres guten Rechts — seine Mutter um Verzeihung gebeten hatte. Das war es, was am meisten an ihr frass. Hinter diesem brennenden Gefühl trat selbst die Furcht zurück, dass sie seine Liebe verlieren könne.

Wäre die Hofrätin eine weitsichtigere Natur gewesen, so hätte ihr diese Tatsache Anlass zum Denken gegeben und hätte sie vielleicht dazu bestimmt, den jetzt schwebenden Konflikt zwischen den Verlobten durch energisches Eingreifen zu einem Ende dieses Bündnisses zu führen, dem offensichtlich auf

beiden Seiten die erste und wichtigste Grundlage zum Glück, eine echte, wahre, tiefe Liebe fehlte.

Aber Frau Gerting, die schwache, allzu zärtliche Mutter, betrachtete die Sache mit ganz anderen Augen. Sie sah nur die Leiden ihres Herzenskindes, und ihr ganzes Trachten ging nur darauf, irgendwie eine Möglichkeit zu finden, die Ursache dieser Leiden zu beseitigen und Rolf Simmert wieder zu einem liebevolleren Benehmen gegen seine Braut zurückzuführen. Lange hatte so die Hofrätin mit sich gekämpft, was sie tun sollte. Immer mehr aber erschien ihr der Ausweg als der beste, dass sie einmal an Simmerts Mutter schrieb, ihr den Kummer ihres Kindes vorstellte und sie in zarter Weise bat, doch ihren mütterlichen Einfluss bei Rolf aufzuwenden, um ihn zur Einsicht zu bringen, wie bitter Unrecht er seiner Braut tue.

Dieser Gedanke wurde schliesslich bei Frau Gerting zum festen Entschluss. Nur den bevorstehenden Sonntag wollte sie noch abwarten. Sollte auch der wieder keinen Brief, kein Zeichen einer Sinnesänderung von Rolf bringen, dann wollte sie sich sofort hinsetzen und an seine Mutter schreiben.

Es war am Sonnabend nachmittag. Lotti war, dem Drängen zweier Freundinnen folgend, bei dem schönen Sonnenschein mit auf's Eis gegangen. Der Winter hatte diesmal seinen Einzug früh gehalten und sofort ein hartes Regiment geführt. So starrte denn schon jetzt, in der zweiten Novemberhälfte,

die Saale im festen, blanken Eispanzer, und Hunderte vergnügter junger Schlittschuhläufer tummelten sich auf ihr in den Anlagen des „Paradieses“, wo am Ufer die Alten, in Pelze gemummelt, behaglich dem frohen Treiben der Jugend zuschauten.

Lotti sah in ihrem feschen Eiskostüm, mit den frisch geröteten Wangen reizend wie immer aus, aber doch fehlte ihren Augen heute der sprühende Glanz, das sonnige Lachen, und sie war wenig gesprächig. Ihre Freundinnen neckten sie weidlich damit. Natürlich, so 'ne verliebte, kleine Braut! Sie starb ja förmlich vor Sehnsucht nach dem fernen Liebsten. Gewiss hätte er heute bloss mal vier Seiten statt zwölf geschrieben. Das wäre ja allerdings zum Verzweifeln! — Harmlose Neckereien, die aber Lotte wie Stiche ins Herz trafen. Wenn ihre Freundinnen wüssten, wie es in Wahrheit stand!

Sie war daher ordentlich froh, als ein paar Vandalen sich in eleganten Kurven heranschlängelten und die ihnen bekannten Damen zum Laufen engagierten. So wurde sie die lästigen Neckerinnen doch wenigstens los. Aber bald merkte sie, dass sie sich damit nicht verbessert hatte. Jeder der jungen Leute, mit denen sie nun abwechselnd lief, hielt es für seine Pflicht, sich bei der Braut des Korpsbruders interessiert nach dem Befinden Simmerts zu erkundigen: Wie es ihm denn gehe? Er lasse ja das Korps gar nichts mehr von sich hören — alle tausend Jahre mal bloss eine Bierkarte mit seinem Namen! — Aber gnädiges Fräulein bekämen doch gewiss alle paar

Tage langen Heimats-Bericht. Gnädiges Fräulein möchten doch aber den „Grafen“ auch mal freundlichst daran erinnern, dass neben Fräulein Braut doch auch noch die Vandalia gewisse bescheidene Rechte an ihn habe. Man würde sich diebisch freuen, mal ausführlich von ihm zu hören.

Charlotte war in der tödlichsten Verlegenheit. Sie wusste ja selbst seit Wochen nicht mehr als seine Korpsbrüder von ihrem Verlobten. Sie hätte losweinen mögen in Scham und in Verzweiflung. Und doch musste sie lachen, scherzen und so reden, als ob sie um jede Stunde seines Lebens Bescheid wüsste. Diese Überanspannung ihrer Selbstbeherrschung griff ihre ohnehin gereizten Nerven so an, dass es wirklich keine Lüge war, als sie schon nach einer Stunde erklärte, sie wolle heim, sie habe so fürchterliche Kopfschmerzen, sie könne es nicht länger aushalten. Sie habe sich gewiss tüchtig erkältet.

Unter allgemeinem Bedauern verabschiedete man sich von ihr, recht baldige, gute Besserung wünschend. Und eine ihrer Freundinnen meinte, ihr gewiss noch eine ganz besondere Tröstung zu spenden, indem sie ihr lächelnd ins Ohr tuschelte: „Na, nun leg’ Dich man heute früh ins Bett, und morgen, wenn Du aufstehst, ist gewiss das Rölfchen schon da — dann sind alle Kopfschmerzen sicher mit einemmal weg. Gelt, Lotti?“

Charlotte biss tapfer die Zähne zusammen, zwang sich zu einem lächelnden Kopfnicken und eilte dann

schleunigst von der Bahn heim. Ohne um sich zu blicken, mit feucht umflorten Augen stürmte sie auf wenig begangenen, schneebedeckten Nebenwegen durch die Anlagen des „Paradieses“ heim. Ihr war zum Sterben traurig zu Mute. Mein Gott, warum musste sie dies alles tragen? Wie konnte er — dem sie doch nichts, nichts zugefügt, dem zu Liebe sie im Gegenteil alles tat, was er wollte — wie konnte er so grausam, so kaltherzig sein? Und diese Menschen, die sie mit ihren taktlosen Fragen und Scherzen bis auf's Blut quälten! Nein, nein, sie wollte von nichts mehr hören und sehen! Nur nach Haus und sich mal ungestört ausweinen, so recht von Herzensgrund. Das war's, wonach sie's jetzt allein verlangte.

So kam das Mädchen ganz verstört zu Hause an. Sie wollte gleich auf ihr Zimmerchen gehen, aber wie sie am Wohnzimmer vorüberhuschte, da drangen plötzlich beängstigende Laute wie ein heftiges Schluchzen an ihr Ohr. Trotz ihrer eigenen verzweifelten Seelenverfassung blieb sie doch unwillkürlich stehen und lauschte: Halt! Was war das? Das konnte doch nur Mama sein? Und richtig, jetzt vernahm sie deutlich von drinnen das krampfhafte Aufweinen ihrer Mutter. Von kindlicher Sorge getrieben, eilte sie, des eigenen Leids im Augenblick vergessend, in's Zimmer. Da fand sie die Mutter an ihrem Arbeitsplatz am Fenster sitzen, das Gesicht in den Händen vergraben, und vor ihr auf dem Nähtisch lag ein Brief.

„Mama, um Himmelswillen! Was ist geschehen?“ Mit einem Angstschrei stürzte sie zur Mutter hin.

Diese fuhr aufgeschreckt in die Höhe und wandte ihr tränenüberströmtes Gesicht der Tochter zu. Aber im nächsten Moment zuckte sie, wie in plötzlichem Selbstbesinnen, zusammen und wollte rasch nach dem Brief vor sich greifen. Von einem dunklen Ahnen getrieben, fuhr aber Lottes Hand nach dem Schreiben und riss es an sich, ehe noch die Mutter es ergriffen hatte.

„Mama!“ schrie sie auf. „Was ist mit Rolf passiert?“

Die Mutter war aufgesprungen und presste nun das Mädchen an sich. „Mein Kind, mein armes, unglückliches Kind!“ schluchzte sie, in heisse Tränen ausbrechend: „Ich hätte es Dir ja so gern erspart.“

„Was ist denn nur? Foltere mich doch nicht so!“ stiess Charlotte aus und entrang sich der Umarmung. „Ist Rolf — ein Unglück zugestossen?“

Ein bitteres Auflachen der Hofrätin folgte: „O nein, er lebt — es geht ihm sogar ausgezeichnet. Aber lies nur. Mal musstest Du es ja schliesslich doch erfahren.“

Und sie liess sich, von einer plötzlichen körperlichen Schwäche nach all der Aufregung befallen, auf ihren Stuhl niedersinken, das Taschentuch zu den Augen führend, während ihre Tochter in höchster, zitternder Erwartung den Brief, am Fenster stehend, überflog.

Es war ein Brief von Frau Hellmrich, worin

diese ihrer alten Freundin in schonender Weise, aber doch in völliger Klarheit über das unwürdige Verhältnis Rudolf Simmerts zu der Kellnerin berichtete.

Mit immer stierer, grösser werdenden Augen starrte Lotte, totenblass geworden, auf das Schreiben. Das Blut schoss ihr zum Herzen, dass sie in seinem angstvollen Zusammenkrampfen meinte, ersticken zu müssen. Nun schrillte plötzlich ein gellender Schrei durch das Zimmer, und ihre Gestalt begann zu wanken.

„Meine Lotte, mein Kind!“ In höchster Angst sprang die Mutter zu ihr. Aber sie konnte die Zusammenbrechende nicht mehr halten; unter ihren Armen sank das Mädchen lautlos zu Boden, von einer Ohnmacht befallen. — — —

Charlotte Gerting war wieder zu sich gekommen, und der erste wilde Anprall des Schmerzes war vorüber gerauscht. Auf dem Sofa liegend, das Haupt an die Brust der Mutter gebettet, so hatte sich Lotte ausgeweint, bis ihre Seele wieder zum klaren Denken fähig geworden war. Nun begann sie die Sachlage kritisch zu übersehen und ihre Folgen zu ziehen.

Charlotte war in der Obhut des mütterlichen Hauses, in der Stille des solid-bürgerlichen Kleinstadtlebens aufgewachsen, ohne dass sie von den Versuchungen der Weltstadt und den etwas freien Lebensgewohnheiten der meisten jungen Leute dort je eine Ahnung gehabt hätte. Dass ein junger Mann flott war, trank, die Nacht durchschwärmte, auch mal dumme, übermütige Streiche machte, das alles

war ja ihr — der in Jena Aufgewachsenen — nur allzu geläufig, ja für einen rechten Kerl einfach selbstverständlich. Aber von „Weibergeschichten" hatte sie in ihrer mädchenhaften Weltunkenntnis kaum dem Namen nach gehört.

Nun war plötzlich mit grellem Aufblitzen ihr ein hässlicher, dunkler Abgrund in den Tiefen der Mannesnatur, in der ganzen Weltordnung, erleuchtet worden, in den sie mit jungfräulichem Erschaudern einen Augenblick lang hineingesehen hatte. Wohl hatte sie in ihrer Herzensreinheit und Unerfahrenheit auch jetzt noch keine klare Vorstellung von dem vollen Umfange und von der wahren Bedeutung dessen, was sie gesehen, aber das instinktive Gefühl des im Leid in diesem Augenblick in ihr geborenen Weibes liess sie doch ahnen, was das bedeutete.

Klar stand nur eine Vorstellung vor ihrer Seele, und die genügte, um die Lage hinreichend zu erhellen: Sie sah Rolf, ihren bis vor kurzem abgöttisch verehrten, glänzenden, ritterlichen Rolf, dem sie sich zu eigen geschenkt, mit dessen Besitz sie sich stolz vor allen gerühmt hatte, sie sah ihn im Arm einer anderen, einer Unwürdigen — Liebesworte, Küsse tauschend mit derselben sinneberückenden, süssen Zärtlichkeit, die ihre heimliche und höchste Wonne gewesen war. Nun war alles aus! Ihr Götterbild war vom Altar gestürzt, das Heiligtum ihrer Liebe entweiht — nun kam das Nichts, die ewige Nacht der Verzweiflung und der Schande!

Ja, der Schande — auch für sie, die Unschuldige! Denn das wusste sie ja nur allzu gut aus Beobachtungen in ihrem Lebenskreise: An der Entlobten, selbst wenn kein Schatten einer Fehle sie traf, hing ein Makel, den sie nicht abwaschen konnte. Da wurde allenthalben über sie geraunt und gezischelt, und selbst die „besten Freundinnen" flüsterten es sich insgeheim zu: Na, so ganz ohne jede Schuld wird sie wohl auch nicht sein! Wer weiss, was von ihrer Seite voraufgegangen ist, ehe er sich so weit vergessen hat!

So würde es nun auch ihr gehen. Und zu all dem Furchtbaren, das sie fortab tragen musste, zu dem Verzicht auf Glück und Liebe, kam also noch die zu Boden drückende Last des geschädigten Rufs. Aber wenn sie vielleicht auch alles ertragen konnte, dem hielt sie nicht stand — diesem heimlichen Zischeln und spöttischen Lächeln aus allen Ecken und Winkeln! Und sie konnte sich doch hier nicht im Hause verschliessen, sich nicht lebendig einmauern. Aber auch nicht hinauslaufen in die Welt, mutterseelenallein — sie hatte ja da draussen keinen Menschen, zu dem sie sich hätte flüchten können. O Gott, o Gott, wie sollte das werden?!

Aber ganz gleich, was dann nachher geschehen würde, jetzt hiess es erst ein Ende machen mit dem Bündnis, das eine Lüge, das eine unerträgliche Schmach für sie geworden war. Und hiervon konnte sie nichts abbringen. Vergeblich beschwor die Mutter sie, doch nicht sich in der ersten Aufregung zu

überstürzen, erst ruhiger zu werden. Lotte machte sich mit Gewalt von der Hofrätin los und schleppte sich zum Schreibtisch, wo sie mühsam, mit fast versagender Hand, ein paar Zeilen in zitteriger Schrift aufs Papier warf — nur ein paar Worte an Rolf: Nach dem, was er getan, könne natürlich keine Gemeinschaft mehr zwischen ihr und ihm bestehen. Sie sende ihm anbei daher seinen Ring zurück. Und sie streifte sich wirklich den Goldreif vom Finger und legte ihn in das Couvert. Noch fand sie die Kraft, nach dem Mädchen zu rufen, sie sofort mit dem Brief zur Post zu schicken, dann aber brach sie nochmals kraftlos zusammen.

Die Mutter brachte sie zu Bett. Ihr Puls flog, und Gluthitze strömte aus ihren fiebernden Schläfen. Der Arzt, der am Abend noch auf den Wunsch der schwer geängstigten Hofrätin kam, gab indessen eine beruhigende Erklärung: Nur eine starke Erkältung und überreizte Nerven; darüber würde die junge, kräftige Natur schon bald wieder hinwegkommen.

X.

Drei Tage gingen dahin, Tage, so fürchterlich, voll grauer Hoffnungslosigkeit, voll stumpfen Brütens, dass Charlotte meinte, sie nicht überstehen zu können. Sie blieb, dem Rat des Arztes folgend, im Bett, und es war ihr lieb so. So entging sie wenigstens jeder neugierigen Anfrage, denn ihre Mutter liess keinen Besuch zu ihr — der Arzt hätte es verboten.

Die erste Zeit hatte Charlotte in starrer Verzweiflung gelegen, durch nichts ihrem traurigen Gedankenkreise entzogen, immer und immer wieder bis zum Blödewerden dieselben Ideen aneinanderreihend, ohne je zu einem anderen, tröstlichen Ausgang zu gelangen. Was sollte denn auch werden? Es gab ja nichts anderes, als nur die Trennung von Rolf — und die hatte sie ja bereits vollzogen. Ihre Ehre, ihr Stolz gebot ihr das.

Aber dann drängten sich ganz gegen ihren Willen — erst leise, allmählich aber immer stärker und dringlicher — Gedanken anderer Richtung bei

ihr auf. Wenn sie sich so in düsterstem, trostlosestem Grau ihre Zukunft ausmalte, wie sie schliesslich zusammenbrechen würde unter dem Übermass ihrer Leiden, unter den hämischen Stichelreden und der heimlichen Schadenfreude der Menschen, dann tönte es plötzlich wie aus einem entlegenen Winkel ihrer Seele leise ins Ohr: Ja, aber muss denn alles so kommen? Gibt es den wirklich gar keine Möglichkeit, das Geschehene wieder gut zu machen?

Und diese innere Stimme, auf die sie erst nicht hören wollte, fand eine starke Unterstützung durch Charlottens Mutter. Die Hofrätin hatte gleich nach der ersten Aufregung den Vorfall mit viel ruhigerem Blick angesehen. Da musste, ihrer ganzen Veranlagung nach, ihr bald eine Seite der Angelegenheit als die schlimmste erscheinen: Der öffentliche Skandal, den die plötzliche Aufhebung der Verlobung mit sich bringen würde, selbst wenn sie von Lottes Seite ausging. Und in der Furcht vor diesem Skandal betrachtete sie den Fall bald anders. Dazu kam noch, dass sie als eine gereifte Frau, die doch vom Leben manches gehört und gesehen hatte, sich auch sagte, dass schliesslich das Verfehlen Simmerts nichts so Ungeheuerliches war, dass es nicht wieder verziehen werden könne. Wie viele junge Leute hatten nicht einmal als Verlobte, ja selbst später als Ehemänner in solcher Weise über die Stränge geschlagen! Nun, und sie waren nachher doch noch ganz brave Familienväter geworden. Irren, selbst ein

schweres Irren, war schliesslich menschlich; namentlich bei einem noch jungen, leicht angelegten Menschen, der sich noch nicht ausgetobt hat.

Wenn es sich also nur um eine vorübergehende Verirrung bei Simmert handelte, wenn er den guten Willen hätte, alles wieder gut zu machen — mein Gott, so hätte man ihm ja wohl vielleicht auch wieder verzeihen können. Rolf würde, voll Reue über sein Verfehlen, und beschämt durch Lottis verzeihende, weibliche Güte, sich fortab vielleicht sogar viel innerlicher und ernster an seine Braut anschliessen als vorher.

So dachte die Hofrätin, und so sprach sie auch zu ihrer Tochter, nachdem diese selbst solchen Vorstellungen zugänglich geworden war. Ja, sie tat sogar noch mehr, aber das verschwieg sie Charlotte.

Gleich am Sonntag morgen hatte sie nämlich an Simmerts Mutter geschrieben und ihr das Geschehene mitgeteilt. Aber sie hatte zugleich den Wunsch ausgedrückt, dass — wenn irgend möglich — doch noch nicht alles aus sein möge. Wohl habe Rolf sich schwer vergangen und wohl habe ihr armes Kind, das infolge der Aufregung jetzt schwer krank darniederliege, im leicht begreiflichen Ausbruch des ersten Schmerzes und der gerechten Empörung ihm den Ring wiedergeschickt, jedoch das könnte ja alles noch einmal wieder eingerenkt werden, wenn Rolf ehrliche Reue zeige und von neuem um die Liebe seiner Braut werben wolle. Sie habe daher bis jetzt die ganze Sache mit strengster Diskretion

behandelt und so die Möglichkeit einer Wiederherstellung des Verlöbnisses noch offen gehalten.

Charlotte hatte unter dem ständigen Zureden ihrer Mutter schliesslich angefangen, sich die Möglichkeit einer Aussöhnung mit Rolf ernstlich vorzustellen. Wohl sträubte sich zwar ihr Mädchenstolz noch immer gegen diesen Gedanken. Aber trotzdem — wenn er als Zerknirschter, als ein reuiger Sünder vor ihr knieen und ihre Verzeihung erflehen würde, wer weiss, was sie täte! Die Liebe soll ja alles verzeihen, und — dann tauchte auch noch dabei ganz im Hintergrunde der erlösende Gedanke auf, dass damit ja das fürchterliche Gespenst des öffentlichen Skandals verscheucht sein würde!

So fehlte denn im Grunde zu einer Beilegung des Konflikts nichts als die Bereitwilligkeit Simmerts. Aber von ihm war bis jetzt noch kein Lebenszeichen eingetroffen. Das beunruhigte die Hofrätin bereits ernstlich. Es wäre ja zwar unerhört gewesen — aber wenn Rolf von der anderen, von jener Person nicht lassen könnte, oder wenn er durch Lottens voreiliges Zurückschicken des Ringes in seinem Mannesstolz verletzt, nun aus Trotz nicht wieder einlenken wollte!? Mit sorgenschwerer Stirn ging die Hofrätin im Haus umher. Schon der dritte Tag und noch immer kein Brief, weder von Rolf noch von seiner Mutter! Sie wagte sich gar nicht mehr zu ihrer Tochter hinein, wo sie auf jede Frage nach einem Brief nur immer mit einem stummen Kopfschütteln antworten musste.

Das war eine neue, bitter-ernste Demütigung für Lotte. Nun war sie in Gedanken sogar schon bereit gewesen, die schwere Schuld zu verzeihen, aber er, der Schuldbeladene, regte sich nicht, um ihre Vergebung zu erbitten. Wie wenig musste ihm doch an ihr gelegen sein, dass er zu all seinen Verfehlungen auch das noch fügte! Das war zu viel für Lotte's kaum erst wieder ruhiger gewordenes Herz. In tiefem Leid vergrub sie ihr Gesicht in die Kissen, und heftiges Weinen erschütterte unaufhörlich ihren jungen Leib.

Die Mutter sah es mit wirklicher Verzweiflung an. Sie konnte doch nicht mehr tun, als sie schon getan! Aber, wie sie ihr armes Mädel, das wirklich in diesen bösen Tagen ganz blass und schmal geworden war, so herzzerbrechend schluchzen hörte, da hätte sie den letzten Rest ihres Stolzes opfern können: An Rolf telegraphieren, ihn beschwören, ein Wort der Liebe von sich hören zu lassen! Der Gedanke kam ihr wieder und immer wieder. Und sie wusste, sie würde ihn auch noch ausführen.

Da brachte endlich am Abend dieses schlimmsten Tages die letzte Post noch einen Brief. Gott sei gedankt! an Charlotte — von Rolf!

Mit freudestrahlendem Gesicht wollte die Hofrätin hinübereilen zu Lotte und ihr den heiss ersehnten Brief bringen. Aber da zögerte ihr Fuss. Wie? Wenn das Schreiben nun aber ganz anders lautete, als sie erwartete? Wenn es die Absage Simmerts an seine Braut wäre?

Frau Gerting's Herz klopfte in höchster Spannung. Dann trat sie, entschlossen, zum Tisch mit der Lampe hin und erbrach das Schreiben. Das war sie ihrem kranken Kinde einfach schuldig; enthielt der Brief Schlimmes, so sollte es Lotti jetzt wenigstens noch nicht erfahren.

In fliegender Hast las sie nun; doch bald klärten sich ihre Mienen wieder auf: Dem Himmel sei Dank! Rolf sah alles ein, er bereute sein Unrecht und bat Lotti, ihm noch einmal verzeihen zu wollen. Er gäbe ihr hiermit sein Ehrenwort, dass jene unwürdigen Beziehungen bereits gelöst seien und dass er sich nie wieder so weit vergessen würde. Es quälte ihn auf's schwerste das Bewusstsein, seiner armen, kleinen süssen Lotte solch tiefen Schmerz zugefügt zu haben. Er wisse wohl, dass er nichts Besseres verdiene, als von ihr weggeschickt zu werden. Aber er hoffte, dass sie sein Irren doch noch einmal würde vergeben können. Und er bäte, bald — am liebsten gleich kommen zu dürfen, um sich ihre Verzeihung zu erbitten. Er sei ja in solcher Sorge, da er von seiner Mutter gehört habe, dass Lotti um seinetwillen so schwer krank sei und leide. Er bitte also inständigst, kommen zu dürfen und hoffe, dass ihm seine geliebte Lotte erlauben würde, ihr nach mündlicher Beichte und dem erneuten Gelöbnis unwandelbarer Treue noch einmal den Ring anzustecken. Bis dahin harre er in der grössten Aufregung und Zerschlagenheit.

Mit einem Gefühl höchster Glückseligkeit faltete

die Hofrätin den Brief wieder zusammen. Gottlob, Rolf war also doch wirklich nicht so schlimm, wie sie gefürchtet hatte. Ein Bruder Leichtsinn, aber ein gutes Herz, und er liebte doch also wirklich ihre Lotti! Und mit freudebeflügelten Schritten eilte sie hinein zu Lotti, ihr die frohe Botschaft mitzuteilen.

Rolf Simmerts Brief war in der Tat so abgefasst, dass keiner zwischen den Zeilen herauslesen konnte, wie es in Wahrheit in ihm aussah, und wie dieses Schreiben entstanden war.

Als er vor drei Tagen Lotti's Absagebrief bekommen hatte — es war am selben Tage, wo ihm Ilse in unverschämtester Weise an seinem Stammtisch im Café Chicago den Laufpass gegeben hatte — da hatte er zunächst gewütet. Diese Weiber! Der Teufel sollte sie holen — allesamt! Aber er hatte es reichlich satt, sich von ihnen an die Kette legen zu lassen. Na gut, dass die Geschichte nun aus war — die eine wie die andere! So war er wenigstens wieder ein freier Mann, der tun und lassen konnte, was er wollte. Und er machte, in Gesellschaft seiner Freunde, von der neu erlangten Freiheit ausgiebigsten Gebrauch, indem er in einem nächtlichen Balllokal mit mehreren leichtfertigen Dämchen bei einem tollen Sektgelage seine „Entlobung“ feierte.

Am nächsten Mittag, als er mit noch wüstem Kopf und einem starken Moralischen ob des ver-

tanen Haufen Geldes im Bette lag, hatte ihn seine Mutter durch scharfes Pochen an seiner Zimmertür unsanft geweckt und dann zu sich beschieden. Sie empfing ihn mit eisiger, verächtlicher Miene. Sie schäme sich, dass er ihr Sohn sei, und sie wisse nicht, ob sie einen solchen Wüstling und Wortbrüchigen noch länger in ihrem Hause dulden solle. Simmert hatte erst geglaubt, dass nur sein nächtliches Bummeln diesen Zornesausbruch heraufbeschworen hatte; aber dann hatte ihm die Mutter den Brief der Hofrätin hingeworfen. Sie wusste also von allem.

In heftigster Weise griff ihn die Mutter weiter an. Sie empfand zwar nichts Wärmeres für ihre Schwiegertochter; aber ihre streng religiöse Gesinnung und der Stolz auf die Ehre ihres Hauses trieben sie diesmal dazu, sich ganz auf die Seite Charlottens und ihrer Mutter zu stellen. So malte sie denn Rolf's Vergehen in den schwärzesten Farben und nannte ihn einen Verworfenen, der es überhaupt nicht mehr wagen dürfte, seine Hand nach einem ehrbaren Mädchen auszustrecken. Aber trotzdem müsse er, um der Ehre seiner Familie wie seiner Braut willen, noch einmal versuchen, sich ihre Verzeihung zu erringen. Wenn er aber dies nicht täte, so wären auch sie geschiedene Leute!

Mit diesem Schlusswort liess ihn die Mutter stehen. Simmert hatte es bei seiner jämmerlichen körperlichen und seelischen Verfassung völlig an Energie gefehlt, sich zu verteidigen und gegen die

Mutter aufzubegehren. Er hätte es aber auch nach ihren letzten Worten nicht gewagt. Denn er kannte sie zur Genüge, um zu wissen, dass sie damit Ernst machen würde. Es war ja zwar lächerlich — um dieses Anlasses willen! Aber die Alte würde es fertig bringen, ihn aus dem Haus zu weisen und womöglich gar auf den Pflichtteil zu setzen. Und das wäre ein verteufelter Nackenschlag gewesen, denn sein verstorbener alter Herr war leider so unvorsichtig gewesen, seine Mutter zur alleinigen Erbin einzusetzen. Er hing also materiell ganz von ihrer Gnade ab, und da das einst von der Grossmutter ererbte Kapital bereits bedenklich zusammengeschmolzen war, so hatte er umsomehr allen Grund, vernünftig zu sein.

Zu diesen Rücksichten materieller Art war dann auch später noch ein menschliches Rühren getreten. Infolge des Hasses, den er jetzt auf Ilse doppelt warf — war sie doch schliesslich an allem schuld! — waren ihm der bisherige Gegenstand seiner Leidenschaft und alle Ihresgleichen für's erste etwas über geworden. Er raffte sich zu sittlicher Entrüstung über den ‚Schlamm' auf, in dem er so lange mit Behagen gewatet, und wollte sich in eine reine Atmosphäre flüchten, um sich selbst innerlich wieder zu läutern. So erschien ihm denn plötzlich Lotti's Bild wieder süss und begehrenswert, und er phantasierte sich schliesslich wieder in eine schwärmerische Verehrung für seine Braut hinein. Ihre Krankheit — um seinetwillen! — kam noch hinzu; so war es

denn in der Tat, im Augenblick wenigstens, wahr empfunden, was er an Lotte geschrieben hatte. —

Die Hofrätin hatte der Tochter den Brief gegeben und diese ihn mit angstvollem Erbleichen in die Hand genommen. Nun aber schoss jähe Röte in ihre Wangen: „Mutti! Ach Mutti!" Mit Schluchzen und Jubeln zugleich warf sich das aufgeregte Mädchen der Mutter um den Hals. Und in einem wohltuenden, erlösenden Weinen löste sich dann die Spannung der letzten qualvollen Tage.

Am selben Abend ging dann ein Brief Frau Gerting's an Simmert zur Post. Sie teilte ihm darin im Namen ihrer Tochter mit — so hatte man nach reiflichem Überlegen auf Drängen der Mutter sich entschlossen — dass diese sich im Moment noch nicht stark genug fühle, um ihm selbst zu antworten. Sie hoffe jedoch, dass ihre Gesundheit sich jetzt so bessern würde, dass sie am nächsten Sonntag hier seinen Besuch empfangen könne.

So war denn die Aussöhnung der Verlobten noch einmal glücklich wieder zu stande gekommen, und die Hofrätin konnte sich nach langen Wochen der Sorge und Aufregung endlich einmal wieder zu einem tiefen, erquickenden Schlummer hinlegen. Gott sei Dank, das Schreckgespenst des öffentlichen Skandals konnte sie nun nicht mehr ängstigen! Mit diesem wohligen Bewusstsein schlief sie bald ein.

XI.

Nun stand Hellmrich schon ein Vierteljahr im Joch der Berufsarbeit. Er tat gewissenhaft seine Pflicht, aber es geschah ohne rechte Liebe und Befriedigung; denn gar bald hatte er erkennen müssen, dass er wenig pädagogische Neigungen und Talente hatte — wenigstens der Art, wie sie jetzt von ihm verlangt wurden.

Früher hatte er sich daraufhin niemals geprüft. Als er sein Studium begann, da hatte ihm immer noch die Hoffnung vorgeschwebt, es werde sich irgendwie später schon ermöglichen lassen, dass er, wie sein Vater, die akademische Lehrlaufbahn einschlagen könnte. Freie wissenschaftliche Forschung, das liebevolle Versenken in ein Spezialgebiet des Wissens und dann später die klare, übersichtliche Darstellung seiner Funde in Wort und Schrift — ja, das war es gewesen, was ihn gereizt hatte und was auch seinem ganzen, tief angelegten, mehr nach innen gekehrten Wesen entsprochen hätte.

Freilich war dann, als die Erkenntnis der schwierigen materiellen Lage der Mutter über ihn gekommen war und ihn gereift hatte, ja der Gedanke an

solche Dinge schweren Herzens zurückgedrängt worden, wenn er ihn auch freilich nie ganz aufgeben mochte. Von einer späteren Zukunft erhoffte er noch immer eine Verwirklichung seiner einstigen Pläne. Wenn er nur rastlos nebenher weiter wissenschaftlich arbeitete, so — hatte er gemeint — konnte es ihm doch noch gelingen; es war ja schon so mancher noch aus der Gymnasialkarriere in die Universitätslaufbahn übergetreten. Und in dieser Hoffnung hatte er sich denn auch schliesslich an den Gedanken gewöhnt, eine Reihe von Jahren hindurch mal den „Pauker" zu spielen.

Aber nun, wo es so weit gekommen war, wo er das Schulamt praktisch kennen lernte, da schmeckte dieses doch viel bitterer, als er es sich gedacht hatte. Er hatte sich früher immer zum Trost die idealen Seiten des Lehrerberufs vorgestellt: Die Jugend zu bilden und zu erziehen, so für einen tüchtigen Nachwuchs seines Volkes zu sorgen, war das nicht eine hohe, wichtige Aufgabe — im Grunde doch zehnmal wertvoller als z. B. die negative Tätigkeit des Richters, der bloss die Schädlinge der menschlichen Gesellschaft ausrottet? Und musste es nicht unendlich viel innere Freude und Befriedigung gewähren, in befruchtende, persönliche Beziehungen zu jungen, noch aufnahmefähigen Menschenseelen zu treten, sie zu Spiegelbildern der eigenen Persönlichkeit zu machen, und das Heranblühen und Reifen schöner Gaben in ihnen täglich zu verfolgen?

Doch wie war das in der Wirklichkeit so ganz anders! Da sass er vor einer überfüllten Klasse von 30—40 Schülern — und er hatte in drei solchen zu unterrichten — wo von einem eingehenden individualisierenden Beschäftigen mit dem Einzelnen nicht die Rede war. Er hatte ja für jeden seiner Schüler im Laufe einer Unterrichtsstunde fast nur eine flüchtige Minute übrig. Und statt des erfrischenden, freudigen Vorwärtseilens mit den Lernbegierigen und Befähigten, auf deren verständnisvoll aufleuchtende, helle Blicke er sich als schönsten Lohn gefreut hatte, hiess es, sich den allergrössten Teil der knappen Zeit mit der Mittelmässigkeit oder Unbegabtheit aufhalten. Denn, wie ihm der Herr Ordinarius, dem er im besonderen beigegeben war, immer und immer wieder gewichtig auseinandersetzte, war es die Aufgabe des Lehrers, gerade einen möglichst grossen Teil der Schüler gleichmässig zu fördern, ein gutes Durchschnittsniveau zu haben, das den Anforderungen an die Klasse entspräche.

Das war nun freilich himmelweit verschieden von dem, was ihm vorgeschwebt hatte, und es widerte ihn nur allzu bald an, die für ihn einfachsten, selbstverständlichsten Dinge ein Dutzend Mal hintereinander einem dummen oder unaufmerksamen Jungen nach dem andern herzuleiern. Gar manchmal ertappte er sich dabei, wie ihm — ganz gegen alle pädagogischen Grundsätze — die Geduld riss, und er heftig gegen einen armen begriffsstutzigen Kerl wurde, der, wie er sich hinterher beschämt und

ärgerlich selbst sagte, im Grunde doch nichts für seine Dummheit konnte.

Auch mit der wissenschaftlichen Nebenarbeit sah es sehr schlecht aus. Die jedesmalige Vorbereitung für die Stunden des nächsten Tages, die sich ihm bald als notwendig gezeigt hatte, um möglichst allen unerwarteten Zwischenfragen gewachsen zu sein, und das elende, geisttötende Heftekorrigieren, das verschlang ja eine fürchterliche Zeit. Da musste er sich manchmal unglaublich abhetzen, bloss um noch die Zeit zu finden, seine Privatstunden zu geben und abends seine Referententätigkeit für die Zeitung auszuüben. Für ein Leben mit seiner Familie, für seine wissenschaftlichen Arbeiten blieb also nur noch der Sonntag übrig.

Zu all dem kam noch das miserable Verhältnis zu seinem Direktor. Es war ganz so geworden, wie er es befürchtet hatte. Direktor Höpfner hatte ihn schon bei seiner Meldung mit jenem höhnischen, kalten Wesen behandelt, das ihn bereits als Schüler immer auf's schwerste gereizt hatte. Ihn aus zusammengekniffenen Augen mit seinem spähenden Polizistenblick musternd, hatte er ihn händereibend, mit spöttischem Grinsen empfangen:

„Ppp! Sieh', sieh'! Der Herr Doktor Hellmrich, unser neuer Probandus! Anhänglichkeit an die alte Schule — Wirklich rührend! Ppp!"

Ohne ihm zur Begrüssung die Hand zu reichen, hatte er ihn dann schliesslich zum Sitzen aufgefordert und ihm nun in sehr scharfer Weise die Anfor-

derungen auseinandergesetzt, die er zur Erhaltung des „Geistes der Anstalt“ in wissenschaftlicher und persönlicher Beziehung an die Herren seines Lehrerkollegiums stelle. Diese Ansprache war gespickt mit versteckten Ausfällen gegen Hellmrich; er gab ihm zu verstehen, dass jetzt das regellose Studentenleben vorbei sei, dass nun wieder ein sittlicher Ernst in seinem Leben regieren müsse. Hellmrich hatte, sich vor Wut die Lippen beissend, dagesessen; alles was er tun konnte, war, dass er sich so stellte, als verstände er diese Perfidien nicht.

Dieses erste Begegnen war nur das Vorspiel einer ganzen Reihe anderer, ebenso unerquicklicher Reibungen gewesen, die Hellmrich von Fall zu Fall widerwärtiger wurden.

Direktor Höpfner war wegen seiner starken Orthodoxie bekannt, und mit zelotischem Eifer hielt er, soweit es in seiner Macht stand, darauf, dass nicht nur im Religionsunterricht, sondern auch in sämtlichen anderen Disziplinen, wo gelegentlich biblische Lehren gestreift wurden, die buchstäbliche Geltung des Bibelwortes den Schülern gegenüber aufrecht erhalten wurde. Nun hatte zwar Hellmrich ja mit dem Religionsunterricht nichts zu schaffen, aber die Naturgeschichtsstunden, die er gab, boten häufig einen Stein des Anstosses.

Der Direktor hatte, bald nach Beginn von Hellmrichs Kandidatentätigkeit, einmal einer Zoologiestunde beigewohnt, die dieser in der Sekunda gegeben hatte. Hellmrich hatte dabei Veranlassung

gehabt, über die Mimicry in der Tierwelt zu sprechen. Er hatte darauf hingewiesen, wie viele Tiere, zum Schutz gegen Feinde, sich in der Farbe an die Umgebung, in der sie leben, völlig anpassen, um sich unkenntlich zu machen, wie z. B. also manche Insekten die Form von Blättern oder die Farbe der Baumrinde, die sandgelben Wüstentiere die der Wüste oder die weissen Polartiere die des Schnees und Eises annähmen. Er glaubte weiter dann auch die Erklärung dieser doch nicht ohne weiteres selbstverständlichen Erscheinung geben zu sollen, und erläuterte also in lebendiger, anschaulicher Weise, wie allmählich, im Lauf einer tausendjährigen Entwicklung, die betreffenden Arten zu diesen besonderen Merkmalen gekommen seien. Wie nach und nach die Individuen, welche eine unzweckmässige, auffallende Färbung hatten, die Beute ihrer Feinde geworden seien, sodass in natürlicher Auslese nur noch die für den Kampf ums Dasein besonders tauglichen Individuen übrig geblieben seien, und diese hätten ihre charakteristischen, vorteilhaften Eigenschaften weiter auf ihre Nachkommen übertragen, gemäss dem die ganze Natur beherrschenden grossen Grundsatz der Vererbung.

So lehrte Hellmrich und freute sich im stillen, wie er die meisten Jungen mit gespanntem Interesse und aufdämmerndem Verständnis ihm lauschen sah: Ja, das war doch mal was anderes, was Neues; nicht immer das öde Schema, nach dem ihr gewöhnlicher Lehrer, der alte Professor X., ihnen jegliches Getier

nach seinen Merkmalen höchst langweilig klassifizierte. Aber statt einer Anerkennung seitens des am Ofen sitzenden und die Hände vor dem Bauch faltenden Schultyrannen kam ganz etwas anderes.

Gleich beim Beginn von Hellmrichs Ausführungen hatte der Direktor förmlich die Ohren gespitzt, dann folgte ein Schütteln des Kopfes, immer häufiger und heftiger, hierauf vernehmliches Räuspern und Hüsteln, zugleich streng missbilligende Blicke zum Katheder hinauf. Als aber Hellmrich zu seinem grossen Ärger unbeirrt weiter sprach, als verstände er die doch selbst den Schülern schon auffallenden Warnsignale nicht im mindesten, da war er nervös aufgesprungen und hatte durch allerlei Zwischenfragen an die Schüler ihn von seinem Thema abzubringen gesucht. Aber umsonst, dieser unverschämte Kandidat liess sich nicht irre machen und brachte seine Ausführungen richtig zum Abschluss. Das aber war dem Gestrengen zu viel; solch unchristlichem Lehrgreuel musste er auf der Stelle entgegentreten, und so ergriff denn der Herr Direktor selbst das Wort:

„Sehr schön, Herr Kandidat! Sie haben da den Schülern eben in sehr jeistvoller Weise die Auffassung eines modernen Forschers vorjetragen. Nur dürfen wir nicht verjessen, hinzuzufügen, dass das eben eine rein persönliche Auffassung dieses Mannes ist, eine vage Hypothese, die aber absolut nicht zu beweisen ist! Ppp! Solche jeistreichen Spielereien sind ja sehr was Schönes, sie sollen uns doch

aber nicht abhalten, an der Erkenntnis festzuhalten, die uns längst in viel einfacherer und einleuchtenderer Weise diese und andere Vorgänge in der Natur erklärt. Ihr wisst, lieben Schüler, dass in der ganzen Natur, in allen Erscheinungen und Äusserungen des Lebens jeglicher Kreatur, sich der Wille des erhabenen Schöpfers und Regierers des Weltalls offenbart. Ihr wisst, es steht jeschrieben, dass ohne seinen Willen kein Sperling vom Dach fällt, und so seid dessen auch sicher, dass alle jenen wunderbaren Erscheinungen, auf die Euch Euer Lehrer hier eben mit Recht hinjewiesen hat, auch nur Offenbarungen seiner unerforschlichen, ewig fürsorgenden Weisheit sind.“

So predigte der Herr Direktor noch lange eindringlich, und Hellmrich stand dabei, blass, im Tiefsten erregt, dass er hier selber wie ein Schuljunge vor seiner Klasse rektifiziert wurde und dazu schweigen musste, trotzdem er merkte, dass mehrere der aufgeweckteren Schüler bald stutzig wurden und ihn verwundert oder gar schadenfroh ansahen.

Aber damit noch nicht genug! Am andern Morgen, als Hellmrich mit den älteren Kollegen im Konferenzzimmer sass, wurde er von dem Kastellan zum Herrn Direktor beschieden, und hier prasselte eine besondere Standpauke auf ihn nieder. Der Schulleiter verbat sich auf’s entschiedenste, dass an seiner Anstalt die atheistischen Lehren Darwins verbreitet würden. Natürliche Auswahl, Zuchtwahl, Kampf ums Dasein — Ppp! Mit diesen gleissneri-

schen, heidnischen Phrasen möge man ihm vom Leibe bleiben! Jedenfalls dürfe ihm keiner die seiner Obhut anvertrauten Schüler mit solchem Zeug in ihrem frommen christlichen Glauben erschüttern. Hellmrich hatte zwar versucht, seinen wissenschaftlichen Standpunkt zu vertreten, aber er war nicht zum Wort gekommen. So hatte er sich denn schliesslich dem direkten Verbot seines Vorgesetzten fügen müssen, aber die Freude an seiner Berufsarbeit war ihm gänzlich verkümmert worden, seitdem er darauf verzichten musste, die Dinge im Lichte der wissenschaftlichen Erkenntnis zu zeigen.

War so schon Hellmrichs Leben nicht reich an Freude, so kam noch anderes hinzu, ihn oft ernst oder gar traurig zu stimmen.

Seitdem er jene neuerliche Begegnung mit Simmert gehabt, die sogar zu einem indirekten Eingreifen in seine und Lotte's Beziehungen geführt hatte, war ihre Person wieder mit neuer Gewalt in sein Leben getreten. Die Gedanken an sie liessen ihn nicht los. Gerade jetzt, wo er mit eigenen Augen gesehen hatte, auf wie schwachen Füssen ihr Glück stand — auch wenn es noch einmal wieder aufgerichtet war — gerade jetzt musste er so oft an Charlotte denken. Treue der Gesinnung war ja einer seiner hervorstechendsten Wesenszüge. So war er denn in seinen Gefühlen der Zuneigung zu Lotte unverändert geblieben. Natürlich war aus seinem Empfinden das Wünschen verschwunden, damals, als die Geliebte sich dem andern versprochen; aber seine Liebe

für sie, die aufrichtige Sorge um ihre Zukunft, das war trotz des schweren Schlages, den sie ihm versetzt, unversehrt geblieben. Wenn ihn freilich auch bei Charlottens Besuch in Berlin sein Stolz abgehalten hatte, ihr sein wahres Empfinden zu zeigen, so hatte er sie doch nie zu lieben aufgehört.

Und wie vielmehr jetzt, wo er wusste, dass sie einer bangen, trüben Zukunft entgegenging, die ihr statt des erträumten Glückes die bittersten Enttäuschungen bereiten würde! Denn sie kannte ja Simmerts Charakter garnicht; sie ahnte nicht, wie alles Lug oder Selbstbetrug war, womit er sie jetzt noch einmal betört hatte. Und wenn er sie sich nun gar vorstellte, wie das holde, süsse Geschöpf in Tränen zerflossen, schmerzgequält seelisch namenlos litt und körperlich elend war, um dieses Unwürdigen willen — ah, es brachte sein ganzes Wesen in Aufruhr!

Wahrhaftig, es war kein Neid, kein geheimer egoistischer Wunsch; er hätte sie einem andern, wenn auch blutenden Herzens, wohl gegönnt, wenn dieser sie nur wenigstens glücklich gemacht hätte! Aber es hatte ihn in höchste Erregung gebracht, als er von seiner Mutter nach einem Schreiben der Hofrätin erfahren hatte, dass die Verlobten sich wieder ganz ausgesöhnt hätten! O diese kurzsichtige, unverständige und schwache Mutter, Frau Gerting! Sie ahnte nicht, welch schlimmer Zukunft sie ihr Kind blind entgegenführte. Und dass er, der alles kommen sah, nicht raten, nicht helfen konnte! Nein,

mit sehenden Augen musste er die Geliebte in ihr Unglück hineintreiben sehen. Und immer wieder kam ihm dann der bittere Gedanke: Wie anders hätte sie es haben können!

Das alles stimmte ihn zumeist tiefernst, fast melancholisch. Er vermied es aber, sich über diese Dinge auszusprechen, mit denen sein heiligstes Empfinden so innig verquickt war. Selbst seiner Vertrauten, Schwester Lisbeth, teilte er sich nicht mit. So glaubten denn diese und die Mutter nur, dass sein Verdruss in der Schule, die Unbefriedigung in seinem Berufe ihm innerlich so nahe gingen. Mit herzlicher Teilnahme und Bekümmernis sahen es die Frauen mit an. Aber wie sollten sie ihm helfen? Der leidige Broterwerb, die Notwendigkeit, seine Familie zu unterstützen, machten es ja unumgänglich notwendig, dass er in der Laufbahn aushielt, die er einmal eingeschlagen hatte!

———

XII.

Von Jena hatte Hellmrich schon eine Ewigkeit nichts mehr gehört, und auch das trug dazu bei, ihn traurig zu machen. Sein Herz hing in der alten, unwandelbaren Liebe und Treue auch an Jena und der Alemannia; um so schmerzlicher traf es ihn, dass er nun schon monatelang kein Lebenszeichen von dort bekam. Wie schnell hatte man ihn da vergessen! Mit bitterem Lächeln sagte er es sich. Ja, ja, so lange man dabei war, so lange war man der gute Kamerad; aber aus den Augen, aus dem Sinn! hiess es auch hier. Denn er wusste, dass noch eine ganze Anzahl seiner Altersgenossen, mit denen er jahrelang im täglichen Verkehr gestanden, dort waren.

Wie oft flogen seine Gedanken nicht zu ihnen hin, namentlich in der Schummerstunde, wenn er einmal ein Viertelstündchen müssig am Fenster sass. Jetzt gehen sie in Jena zum Dämmerschoppen! oder heute geht's hinaus zur Exkneipe nach Winzerla! rief es dann wehmütig, erinnerungsselig in ihm, und lebendig stiegen die Bilder all der guten Gesellen und frohen Stunden vor ihm auf, bis ihm

ein tiefer Seufzer der Sehnsucht nach dem „lieben, alten Nest“ die Brust schwellte.

Aber kein Echo solcher Gefühle drang von dort her zu ihm in seiner seelischen Einsamkeit und Freudlosigkeit. In den ersten Monaten nach seinem Fortgang da hatten sie ihm gar freilich häufig, fast von jedem Kneipabend aus, eine Grusskarte geschickt; aber allmählich blieben diese Lebenszeichen aus, trotzdem er seinerseits zahlreiche Briefe und Karten geschrieben hatte. Selbst von Pahlmann, mit dem er einen, wenn auch oft stark unterbrochenen Briefwechsel bis zum letzten Wintersemester hin geführt hatte, war seit mehr als einem halben Jahr, wo dieser das Unglück mit seinem Auge gehabt hatte, so gut wie keine Nachricht mehr gekommen. Nur die offiziellen Mitteilungen, die gedruckten Semesterberichte, hektographierte Briefe wegen Extraumlagen und Conventsbeschlüssen, das war alles, was den Zusammenhang mit der aktiven Couleur aufrecht erhielt — ein dürftiges Band, dürre, nüchterne Mitteilungen! Traurig, traurig — dazu hatte er also vier lange Jahre mit der Alemannia gelebt, sein ganzes Denken und Handeln in den Dienst der grün-weiss-schwarzen Farben gestellt, damit er nun eine Nummer war auf der Liste der „Alten Herren“, aber sonst nichts weiter!

Wohl kam Hellmrich zwar alle paar Wochen in einem der grossstädtischen Bräus mit anderen Alten Herren der Alemannia zusammen, die gleichfalls in Berlin ansässig waren. Aber das waren alles

Leute, schon bedeutend älter als er; sie kannten keinen von denen, mit denen er zusammen in Jena gelebt hatte, und über die zu reden ihm Bedürfnis gewesen wäre. Auch waren sie meist schon durch Berufs- und Eheleben etwas philiströs geworden und verstanden die jugendlich schwärmerische Begeisterung nicht mehr recht, mit der er selber noch an all und jedem hing, was mit Jena in Zusammenhang stand. — —

So war das Weihnachtsfest herangekommen, das Hellmrich still im kleinen Kreise der Seinen verlebt hatte. Mit besonderer Freude hatte er es nicht feiern können, wie es nun einmal in ihm aussah; das Liebste an allem war ihm noch die Musse der Ferien, die es ihm beschert hatte: Endlich einmal eine Spanne Zeit, wo er sich, ungestört von Schulanforderungen, seinen Studien hingeben konnte. Die Arbeit, solche Arbeit — wahrhaftig, das war wirklich noch das Beste vom Leben! Das fühlte er auch jetzt, am dritten Feiertag vormittags, wo er, behaglich eine der guten Weihnachtszigarren rauchend, die ihm die Mutter geschenkt hatte, vor seinem Tisch am Fenster sass und sich in ein geistvoll geschriebenes naturwissenschaftliches Buch vertieft hatte.

Mit innerster Freude folgte er den scharfsichtigen Darlegungen des Autors, der seine überzeugenden Ideen in einer fesselnden, fast eleganten Form dem Leser darbot. Grossartig! Donnerwetter! Selber einmal so ein Werk schreiben; alles das,

was man in stillen Stunden ernsten Forschens errungen hat an neuer Erkenntnis, der Mitwelt offenbaren in packender Weise — das wäre ein Lebensziel! Und mit glänzenden Augen, geröteten Wangen, liess er sich, immer begeisterter, von seinem Autor mit fortreissen.

Ganz ins Lesen vertieft, hatte Hellmrich nicht darauf geachtet, wie es draussen geklingelt hatte und dann an der Entreetür Worte gewechselt worden waren. Nun ging aber plötzlich die Tür auf, und sein jüngster Bruder Hellmuth erschien. „Du, Karl!“ rief er halblaut: „Draussen ist ein Herr Pamann — oder so ähnlich — aus Jena! Der will Dich sprechen.“

„Was, Pahlmann?“ Hellmrich sprang auf, in allerfreudigster Überraschung. „Aber das ist ja —! Wo ist er denn? Du dummer Kerl, hast ihn wohl gar draussen stehen lassen?“

Und er drängte sich schnell an dem Kleinen vorbei, um hinaus zu laufen. Richtig! An der Entreetür stand Pahlmann! Mit beiden Händen ergriff er den Besucher und zog ihn hinein.

„Pastor, mein guter, alter Pastor! Lebst Du denn also wirklich noch und kommst mal nach mir sehen? Na, das ist brav von Dir, Du altes Haus!“

In seiner Herzensfreude legte er dem Couleurbruder den Arm um die Schulter und führte ihn so in sein Zimmer hinein.

„So, nun lass Dir noch mal sagen, wie herzlich mich Dein Kommen freut, und lass Dich mal an-

sehen, wie Du ausschaust, mein alter, guter Kerl! — Noch was Neues zugekriegt auf Deine alten Tage — he?“

Freudestrahlend, in herzlicher Freundschaft, blickte er dem einstigen Jenenser Gefährten ins Gesicht, der mit einer gewissen Verlegenheit diese Musterung über sich ergehen liess.

„Herr Gott, Pastor, schmal bist Du geworden!“ staunte Hellmrich. „Und wahrhaftig, der ganze schöne Männerbauch ist ja weg!“ Lachend tippte er dem Freund vor den allerdings wieder ganz normal gewordenen Leib. „Pastor, Mensch — hast Du Dir etwa den Suff abgewöhnt?“

Pahlmanns Mienen spiegelten ein Gefühl starken Unbehagens wieder, und nun sprach er endlich. Aber sofort fiel Hellmrich der veränderte Ton der Stimme auf. Das war ja gar nicht mehr das behäbige Bierorgan, die nachlässige Ausdrucksweise des „Bierpastors“, sondern er sprach so gemessen und gewählt, fast etwas salbungsvoll, als müsse er auch im Privatleben die Würde des künftigen Seelsorgers wahren. Noch mehr aber machte Hellmrich der Inhalt seiner Worte staunen.

„Lieber Hellmrich, verzeih’, aber ich möchte Dich bitten, meinen früheren Spitznamen, sowie überüberhaupt all die Anspielungen auf meine früheren Gewohnheiten und Verirrungen freundlichst zu unterlassen. Ich bin seit der schweren Prüfung, die ich im Frühjahr — Du weisst ja, mit meiner Verletzung am Auge — zu bestehen hatte, ernstlich in mich ge-

gangen, und ich darf jetzt nach mehr als einem halben Jahr der Erprobung wohl sagen: Gott sei Dank, ich bin ein anderer Mensch geworden! Du wirst es gewiss aber als zartfühlender und selbst ernsthafter Mensch verstehen, lieber Hellmrich, dass mich jede Erinnerung an jene verlorene Zeit meines Lebens schmerzt und beschämt, und daher meine Bitte sicherlich erfüllen. Ich wollte Dir das gleich von vornherein sagen, damit Du weisst, wie es jetzt um mich steht. Der, den Du in Jena einst gekannt hast, bin ich nicht mehr, lieber Hellmrich!"

Hellmrich blieb einen Augenblick stumm. Auf ein solches Wiedersehen war er allerdings nicht gefasst gewesen. Im ersten Augenblick, als Pahlmann so würdevoll anfing, da hätte er fast laut losgelacht. Das war ja einfach zum Radschlagen: Der „Pastor", das grösste Bierhuhn Jenas, wollte ihm hier als Sittenprediger kommen. Haha! Der Ulk war nicht schlecht! Aber ein Blick auf Pahlmanns Gesicht, aus dem ein tiefer Ernst sprach, gab ihm eine andere Auffassung. Nein, nein, das war kein Scherz, keine „Kateridee", dem Pastor war es heiliger Ernst mit seinen Worten, und — man sah es ihm ja auch an — er war wirklich ein anderer geworden. Aber wie war das alles gekommen? Aus den kurzen Nachrichten, die Hellmrich über Pahlmanns Malheur damals bekommen hatte, war ja nicht das Geringste zu entnehmen gewesen, das diesen völligen Umschwung seines Wesens hätte erklären können.

„Mein lieber Pahlmann,“ sagte Hellmrich nun herzlich und bot seinem Gast nochmals die Hand: „Verzeih', wenn ich Dir unbewusst weh getan habe. Aber nun setz' Dich, und erzähl' mir mal in Ruhe, wie das alles so gekommen ist.“

Pahlmann folgte der Aufforderung. Er liess sich Hellmrich gegenüber auf dem alten, ziemlich ausgesessenen Sofa nieder und begann dann, die Hände ineinander verschränkt und vor sich niedersehend, die Geschichte seiner Läuterung zu erzählen. Zum erstenmal sprach er zu einem seiner Couleurbrüder über diese seine innersten Seelenerlebnisse. Denn — wie er sich zu Hellmrich beklagte — bei den andern in Jena durfte er ja auf kein Verständnis rechnen; da hätte man nur blutigen Hohn für ihn. Er habe daher auch den Verkehr auf der Kneipe so gut wie aufgegeben, er komme nur noch zu den unumgänglichen offiziellen Gelegenheiten. Ja, er habe selbst schon daran gedacht, ganz aus der Alemannia auszutreten, mit der ihn nun gar kein inneres Band mehr verknüpfe; aber schliesslich habe er doch hiervon abgesehen. Eingedenk seines Burscheneides könne und wolle er nicht sein einmal gegebenes Gelöbnis brechen. Als Mann wie als Christ müsse er halten, was er versprochen. So werde er denn in der Alemannia verbleiben und an seinem Teil versuchen, namentlich bei den jungen, noch bildungsfähigen Mitgliedern auf ein vernunftgemässes, sittliches Leben hinzuwirken — ungeachtet allen Spotts der älteren Leute, die seine „innere

Missionstätigkeit" auf den Kneipen und bei gemeinschaftlichen Ausflügen natürlich brutal verulkten.

Hellmrich musste allerdings auch unwillkürlich lächeln, wenn er sich Pahlmann so vorstellte, wie er mit ernsthafter, pastoraler Miene, wie ein eifriger Missionar unter den Heiden, zwischen den üppigen Füchsen sass und sie zur Mässigkeit ermahnte, während ihnen der Fuchsmajor alle zehn Minuten einen Halben vortrank. O jerum, jerum, jerum, o quae mutatio rerum! Was war aus des Pastors eigenen schönen Talenten am Biertisch geworden! Aber er hörte doch dessen Beichte weiter mit Aufmerksamkeit und Teilnahme an.

Pahlmann erzählte dann ferner noch, wie er sich eifrig auf sein Studium gestürzt habe. Er arbeite Tag für Tag, oft bis in die Nacht hinein. Anfangs sei es ihm zwar recht sauer geworden; er hätte die geistige und körperliche Fähigkeit zu anhaltenden Arbeiten völlig verloren gehabt. Aber durch ein regelrechtes, energisches Training habe er sich doch in ein paar Wochen so weit gebracht, dass er den Tag wieder zehn bis zwölf Stunden studieren könne, und jetzt bringe er es oft noch auf mehr. Denn er wolle nun keine Zeit mehr verlieren, und er hoffe mit Gottes Hilfe schon zu Beginn des nächsten Sommersemesters ins Examen gehen zu können.

Nachdem er sich selber so den Beweis geliefert, dass er ein anderer geworden sei, und dass es nun mit ihm wieder vorwärts gehe, habe er auch wieder gute Beziehungen zu seinem Elternhause hergestellt,

die — wie Hellmrich ja noch wisse — in der letzten Zeit sehr getrübt gewesen seien. So sei er denn diese Weihnachtsferien zum erstenmal seit anderthalb Jahren wieder nach Haus gefahren, und er hätte daheim ein echtes, rechtes, schönes Weihnachtsfest verlebt, voll inniger Dankbarkeit, dass sich in seinem Leben noch einmal alles so glücklich gewandelt habe. Nächst der höheren Fügung, die er in der Schickung der entscheidungsvollen Prüfung für ihn erblicke, schulde er aber seinen unauslöschlichen, tiefsten Dank Schwester Martha, dem guten Engel seines Lebens. Sie habe ihm nicht nur mit ihrer aufopfernden Pflege damals sein Augenlicht erhalten, sondern sie sei es ganz besonders gewesen, die die ersten aufsprossenden Keime eines neuen Lebens in ihm voll Eifer und Liebe gehütet und gekräftigt habe.

Und Pahlmann begann ein so warmherziges Loblied auf die Schwester zu singen, dass Hellmrich bald merkte, wie es um ihn stand.

„Du, Pahlmann, sag' mal; wie alt ist eigentlich die Schwester Martha?“ fragte er dazwischen.

„Erst vierundzwanzig,“ antwortete Pahlmann arglos, aber als er dann Hellmrichs gutmütiges Lächeln und ein scherzhaftes Drohen mit dem Finger sah, merkte er, dass er sich verraten hatte, und fragte seinerseits errötend: „Aber wieso? Warum interessiert Dich das?“

Da legte ihm Hellmrich, aufstehend, die Hände auf die Schulter: „Na, mein alter Junge, nun weiss ich genug! Aber Du kannst auch versichert sein,

dass das unter uns bleibt. — Doch weisst Du, nun haben wir lange genug „trocken“ geredet. Jetzt wollen wir uns mal eine Feiertagsflasche leisten und anstossen —“

„Ach, bitte, nein!“ fiel ihm aber Pahlmann ins Wort. „Man kann ja auch so anregend plaudern. Es muss doch nicht immer gleich getrunken sein. Wennn Du mir aber eine Zigarre anbieten willst — ich muss nämlich gestehen, dass ich diesem Laster noch immer verfallen bin,“ bekannte Pahlmann mit einem schwachen Ansatz zum Scherz.

Hellmrich sah ihn mit grossen Augen an. Dann aber schlug er derb mit der Hand auf den Tisch:

„Nee, hör' mal, mein Junge! Das kann ich nun nicht mehr stillschweigend mit anhören. Dass Du in Dich gegangen und ein ernster, nach christlichen Grundsätzen lebender Mensch geworden bist — in Gottes Namen! Das will ich Dir gern alles nachfühlen und zugestehen! Obschon ich ein etwas grösseres Mass Jugendfrische und Lebensfreude trotzdem gern bei Dir sehen möchte. Aber, dass Du nun den regelrechten Mucker spielst und ein solides Glas Wein ausschlägst, das Dir ein alter Freund zum Willkommen vorsetzen will — nein, nein, Du! Das kann ich nicht vertragen, da mach' ich nicht mehr mit!“

Und ärgerlich lief Hellmrich, die Hände auf den Rücken gelegt, im Zimmer auf und ab. Da trat Pahlmann zu ihm:

„Entschuldige, Hellmrich!“ bat er sanft, fast

schüchtern: „Ich wollte Dich ja mit meinem Ausschlagen Deines freundlichen Anerbietens nicht kränken. Du musst mich richtig verstehen: Sieh' mal, es ist mir im Anfang verd— sehr schwer gefallen, mir das unvernünftige Trinken abzugewöhnen, an das ich ja leider seit Jahren gewöhnt war. Und als immer wieder Rückfälle kamen, weil ich nicht verstand, die richtige Grenze inne zu halten, da habe ich schliesslich zu einem radikalen Hilfsmittel gegriffen und habe dem Alkohol ganz entsagt."

„Was? Du bist also rite Abstinenzler?" — fast entgeistert starrte Hellmrich den ehemaligen Renommiertrinker Alemannias an. Das konnte ja doch einfach nicht möglich sein! Der andere aber nickte still bestätigend. War es nur eine Täuschung Hellmrichs, oder lag es in diesem Augenblick wirklich wie ein Hauch der Wehmut um vergangene Herrlichkeit auf Pahlmanns Antlitz? Wie dem auch war, seine Worte verrieten nichts dergleichen.

Aber Hellmrich konnte das noch immer nicht fassen. „Mensch — wenn Du nun aber zu unseren Leuten auf die Kneipe gehst, dann musst Du doch was trinken!"

„Allerdings — Selterswasser im Steinkrug. Apel, der mir strengste Verschwiegenheit gelobt hat, besorgt mir's heimlich, unten aus dem Ausschank. Die andern denken, ich trinke Lichtenhainer." Pahlmann gestand den Betrug mit einem tiefen Erröten ein.

Noch einen langen, schier entsetzten Blick warf

Hellmrich auf den abtrünnigen Jünger des Gambrinus, dann wandte er sich wortlos von ihm ab. Nun ward's ihm klar, besser als nach all den langen Reden vorher: Pahlmann war — kein Zweifel mehr — ein Verlorener für diese Welt! Mit stiller Trauer ging er langsam zu der dämmrigen Ecke am Ofen hin. Da stellte er sich auf und blickte gedankenverloren vor sich hin. Hilf Himmel, was konnte in knapp Jahresfrist aus einem Menschen alles werden! Pahlmann aber deutete sich sein Schweigen anders:

„Hellmrich, Du verachtest mich gewiss wegen meiner Knackerei, so gut wie die andern in Jena," sagte er trübselig. „Aber ich kann nicht anders! Ich sagte Dir's ja, ich bin zu schwach, den richtigen Moment abzupassen! Ich kann mich leider nur in Extremen bewegen. Säufer oder Abstinenzler — für mich gibt's keine Mittelstrasse, wenigstens jetzt, solange mir noch das richtige Mass des Alters fehlt. Und da will ich doch zehnmal lieber das letztere wählen und die Verachtung der ganzen Welt auf mich nehmen — wenn's auch zuweilen nicht leicht ist."

Mit leisem, traurigem Ton fügte er es hinzu und griff dann nach seinem Paletot am Nagel. Doch im nächsten Augenblick stand Hellmrich neben ihm und nahm ihm den Überzieher aus der Hand.

„Mein guter, alter Kerl, sei mir nicht böse!" bat er herzlich. „So war's ja nicht gemeint. Im Gegenteil: Alle Hochachtung vor Deiner Energie und Selbstverleugnung! Aber nun komm, setz' Dich

wieder her, und hier — steck' Dir eine Zigarre an, ein Weihnachtsgeschenk von meiner guten alten Dame."

Pahlmann war gerührt von Hellmrichs Güte — der erste Mensch aus dem Kreis seiner Couleurbrüder, der ihn verstand — und mit warmem Dankesgefühl qualmte er das angenehm duftende Kraut vor sich hin. „Hm, Du — was Feines! Ein prächtiges Zigarrchen!"

Auch Hellmrich hatte sich bedient, und so rauchten beide ein Weilchen stillschweigend in dem allmählich dämmrig werdenden Gemach. Eine stille Resignation war über Hellmrich gekommen. Wie hatte er sich auf das persönliche Wiedersehen mit Pahlmann gefreut. Und wie war's geworden! Da sassen sie nun einander dicht gegenüber, ein paar alte Kameraden, und im Grunde doch nun zwei Fremde, die einander im Innersten nicht mehr verstanden. Denn wie jemand seine Jugend verleugnen und die oft ja wilde, aber trotzdem doch köstliche Burschenherrlichkeit als etwas Ruchloses von sich abtun konnte — das, was Hellmrich das Herrlichste an seinem ganzen Leben war, von dem er jetzt in den dürren Jahren insgeheim noch zehrte! — das begriff er nicht. Zwischen Pahlmanns Fühlen und dem seinen gähnte da eine tiefe Kluft. Es tat ihm leid um den alten Genossen viel schöner und ernster Stunden, aber er fand keine Brücke mehr zwischen sich und ihm, die in innere Regionen geführt hätte.

Schliesslich — es musste ja doch gesprochen

werden — begann Hellmrich nach diesem und jenem zu fragen, und Pahlmann erteilte gewissenhaft Auskunft. Von Heinz Rittner — Hellmrich forschte natürlich gleich zuerst nach dem, der ihm einst am nächsten gestanden — ja, da hätten sie in Jena auch nie wieder was gehört. Der war nun schon an die anderthalb Jahr so gut wie verschollen. Nur gerüchtweise habe verlautet, dass er sich in Greifswald aufhalten solle und sich dort viel in den Schifferkneipen umhertreibe.

Und was der gute „Bem“ mache, fragte Hellmrich nach einer kurzen, ernsten Pause weiter. Ach, mit dem, das sei ja eine traurige Geschichte, erwiderte Pahlmann. Bem sei damals, bald nach Hellmrichs Fortgang, nach glänzend bestandenem Examen in die Praxis gegangen. In einem Dorf im Hannoverschen habe Buttmann sich dann niedergelassen, und alles sei zunächst ausgezeichnet gegangen. Trotz der Wunde am Bein wäre er wie ein Bürstenbinder von Dorf zu Dorf gestiefelt, seine Riesennatur hätte ihm das ja erlaubt, und einen Wagen hätte er sich nicht geleistet, um möglichst bald seine Jenenser Schulden abstossen zu können. Und Buttman habe auch mit einem solchen Erfolge gearbeitet, dass er am Ende des ersten Jahres bereits an dreitausend Mark habe abzahlen können. Dann aber habe ihn sein Schicksal ereilt. Infolge der Überanstrengung des Beines bei den täglichen Gewaltmärschen sei eine schwere Gelenkentzündung bei ihm ausgebrochen, die Bem, in seiner kraftvollen,

gegen sich selber rücksichtslosen Art anfangs vernachlässigt, die ihn dann aber einfach arbeitsunfähig gemacht hatte. Schliesslich habe er monatelang in einem Sanatorium gelegen, was seine ganzen Mittel aufgezehrt habe. Als er dann einigermassen wieder hergestellt war, sich aber immer noch sehr schonen sollte, habe er sein Nest besetzt gefunden. Ein Konkurrent aus der Nachbarschaft hatte seine ganze Praxis an sich gerissen. Da habe sich Buttmann nach mehrfachen vergeblichen Versuchen endlich in einem Industriedorf im sächsischen Erzgebirge niedergelassen, aber es gehe ihm da herzlich schlecht. Zu verdienen sei bei den armen Teufeln nicht viel, und die paar Groschen, die er sich, mühsam am Stock humpelnd, zusammendokterte, holten ihm die Gläubiger prompt wieder weg. Der Gerichtsvollzieher sitze ihm beständig auf dem Hals. Unter diesen Umständen sei der arme Bem natürlich in einer desolaten Gemütsverfassung, und ein Couleurbruder aus der dortigen Gegend, der ihn auf der Durchreise mal flüchtig gesehen hatte, habe berichtet, er mache ganz den zerfallenen, unstäten Eindruck eines Morphinisten.

Erschüttert sprang Hellmrich auf. Mein Gott, was musste er heute nur alles Trauriges erfahren. Nur eine kurze Spanne Zeit trennte ihn von jener sorglosen, glänzenden Zeit, wo Alles noch so heiter um ihn herum aussah, und nun hatte schon so schweres Missgeschick manch einen von den leichtherzigen, guten Gesellen betroffen, die einst mit ihm

trutzig-froh ihr „Was die Welt morgen bringt!“ sorglos in die Luft geschmettert hatten.

Er wagte kaum noch weiter zu fragen nach anderen; aber schliesslich trieb es ihn doch, noch mehr zu erfahren, und Pahlmann erzählte weiter: Der alte Walcker habe endlich mit zweiunddreissig Semestern das Studium aufgegeben und reise jetzt als Agent einer Versicherungsgesellschaft umher. Der dicke Hess, der einstige würdige „Erste“ — damals als Pahlmann aktiv geworden — habe geheiratet und sitze jetzt auf dem Rittergute seines Schwiegervaters, der ihm die Bewirtschaftung übertragen habe. Dr. phil., Rittergutsbesitzer, Leutnant der Reserve und dazu ein hübsches Frauchen — na, doch endlich mal ein Lichtblick nach all dem Trüben, was er eben zu Gesicht bekommen, dachte Hellmrich erleichtert aufatmend. Bertram hätte nun seine erste theologische Prüfung bestanden und kürzlich seine erste Kandidatenpredigt in Rottershausen bei Kahla gehalten, und auch Ranitz habe mit der Arbeit Fühlung genommen, er lasse sich zum Referendar einpauken. Ja, und der „Hahn“, der einstige Schreck aller Polypen Jenas, sei nicht nur seit Jahresfrist schon braver Ehegatte, sondern sogar vor ein paar Wochen Papa geworden. Natürlich ein Junge — ein kleines „Hähnchen“! Hellmrich musste lachen. Ob es wohl auch schon so wacker krähen konnte, wie der „Hühnerkopp“, sein Vater, wenn er wegen seiner gottlosen Suada drei Ganze spinnen musste?

So berichtete Pahlmann von den alten Gesellen,

die nun schon draussen in alle Welt zerstreut waren, und von denen, denen noch die „blühende, goldene Zeit“ im lieben Jena für eine Weile beschieden war. Alles lebte in Hellmrich wieder auf, und als Pahlmann sich dann verabschiedet hatte — er musste mit den Seinen zur Feier des dritten Feiertages noch zu einem Onkel zu Besuch gehen — da blieb er in wehmutsvoller, aber doch gehobener Stimmung zurück. Er holte sich Schwester Lisbeth, seine verständnisvolle Kameradin herzu, und bei der Flasche Wein, die Pahlmann ausgeschlagen, ging ihnen beiden dann das Herz auf. Hellmrich schwärmte von alten, schönen Zeiten, er erzählte der gespannt lauschenden Schwester wieder, was er von dem lieben, alten Gefährten eben gehört, und mit tief innerer Teilnahme sandten die guten Seelen ihre trauernden Gedanken hinaus zu den beiden, die da draussen einsam ihren Kampf mit dem unerbittlichen Geschick ausfochten, zum armen Buttmann und zu dem Verfahrenen, Verschollenen, — Heinz Rittner!

XIII.

„Aber, Herr Referendar, so ganz verträumt? Ja, ja, es ist schlimm, wenn das Bräutchen so weit weg ist und niemals dabei sein kann."

Simmert fuhr auf und machte lächelnd eine Verbeugung vor der Hausfrau, die eben unbemerkt zu ihm getreten war, in die etwas erhöhte Nische des Ateliers, in dessen weiten, hohen Räumen der Tanz wogte.

„Gnädigste Frau! Bitte tausendmal um Verzeihung. Ich hatte in der Tat gar nicht bemerkt —"

Die Frau Professor, eine noch jugendlich anmutige Frau, lachte ihm neckend ins Gesicht. „Kein Wunder! Wenn die Gedanken in solche holden Fernen schweifen, sieht man das Gute nicht, das so nahe ist. Aber im Ernst, liebster Herr Simmert, wollen Sie mir denn gar nicht ein bisschen helfen, meine jungen Damen zu unterhalten? Wenn Sie schon nicht tanzen — aber wir haben da vorn auf der Diele eine fidele Ecke am Kamin fürs junge Volk eingerichtet — mit allerlei Schnickschnack, bitte, wirken Sie doch auch ein bisschen mit."

„Aber natürlich, mit Vergnügen! Wie gnädigste Frau befehlen," beeilte sich Simmert zu versichern, und stieg an der Seite der Wirtin die Stufen zum Atelier hinab. Hier wurde aber die Frau Professor gleich von einem Freunde und Kollegen ihres Gatten mit Beschlag belegt, so dass Simmert wieder allein blieb. Es war ihm das sehr lieb, denn nun konnte er zum mindesten seinen Eintritt in die „fidele Ecke" noch etwas hinausschieben, denn es verlockte ihn wenig, sich unter die schnatternden Gänschen dort zu kindlichem Pfänderspiel oder ähnlichem Unfug zu gesellen. Ihn reizte ein anderes mehr.

Die Hausfrau hatte ihn da eben keineswegs etwa bei Toggenburger-Gedanken überrascht, die nach Jena zu Lotte flogen, sondern sein Interesse war ganz und gar hier gefesselt gewesen: Melitta Drencken war es, die seine Augen beim Tanz verfolgt, und mit der seine Gedanken sich eingehend beschäftigt hatten. Und auch jetzt wieder blieb er am Pfosten der Treppe stehen und schaute nach ihr, die mit ihrem Tänzer, einem jungen Gardeoffizier, gerade vorüber promenierte.

Täuschte er sich — oder traf ihn da eben im Vorbeigehen wirklich ihr Blick? Nur ein flüchtiges, uninteressiertes Streifen unter den halbgesenkten, etwas müden Lidern hervor, aber doch blitzte es in den dunklen Augen sekundenlang auf, wie triumphierend, und um die feinen, stolz geschwungenen Lippen huschte etwas wie ein spöttisches Lächeln. Ah! Hatte sie also doch im Tanzen, während sie

mit geschlossenen Augen, etwas matt und nachlässig, aber doch mit entzückender Grazie sich von ihrem Tänzer herumwirbeln liess, bemerkt, wie er sie unausgesetzt mit seinen glühenden Blicken verfolgt hatte? Die reizende Teufelin! Wie sie sich über ihn moquierte. Aber ganz egal! Das reizte ihn nur noch mehr. Wahrhaftig, er fühlte, wie ihn diese geheime Leidenschaft nur immer toller machte, je mehr sie ihn mit ironischer Kälte abfallen liess.

Simmert kannte Melitta nun schon über ein Vierteljahr, seitdem er — nach bestandenem Referendarexamen — bei ihrem Vater, dem Wirklichen Geheimen Rat Drencken, einem alten Herrn seines Korps, Besuch gemacht hatte. Er verkehrte seitdem dort im Hause und kam auch viel in Gesellschaft mit ihr zusammen; denn er hatte, dank seiner Zugehörigkeit zum S. C., und durch die Beziehungen seiner Mutter, die durch ihre Wohltätigkeitswerke mit zahlreichen distinguierten Persönlichkeiten bekannt geworden war, bald Zugang in die beste Gesellschaft Berlins gefunden.

Dieses Leben hatte ihn mit seinem glänzenden, vornehmen Anstrich nun vollkommen gefangen genommen. Die ersten zwei Jahre brauchte er ja auch nicht wieder ans Arbeiten zu denken, so gab er sich denn ganz den Anforderungen der Gesellschaft hin. Der Morgen sah ihn auf dem Tennisplatz oder in Gesellschaft zu Pferde — er war einem vornehmen Reiterverein von Damen und Herren seines Verkehrskreises beigetreten — häufig auch so der Nach-

mittag, und fast jeden Abend brachte er in Gesellschaft zu. Er fühlte sich bei diesem glänzenden Leben so ganz in seinem Element und er wäre völlig glücklich gewesen, wenn ihn nicht die Fesseln der Verlobung daran gehindert hätten, die Freuden, die sich ihm jetzt boten, voll auszukosten.

Leider! Mit Erbitterung empfand er es tagtäglich von neuem, wie namenlos töricht es von ihm gewesen war, sich so jung schon zu binden. Von einer Liebe zu Lotte war ja längst keine Rede mehr bei ihm. Das war ja auch damals alles Unsinn gewesen — eine Jugendeselei, die er in seiner Verblendung ernst genommen hatte — nichts weiter! Und was ihn früher wirklich noch an Lotte gereizt hatte, ihre frische, naive Jugendlichkeit, ihre jungfräuliche Anmut, das vermochte ihn längst nicht mehr zu locken. Im Gegenteil, jetzt, wo er den pikanten Reiz grossstädtischer Frauen und Mädchen kennen und schätzen gelernt, da kam ihm Lottes Wesen langweilig, spiessbürgerlich und abgeschmackt vor. Die andern — so vom Schlage einer Melitta Drencken — ja, die reizten ihn, da steckte noch Rasse drin! Doch was half ihm sein verfeinerter Geschmack? Da hatte er nun zwar tagtäglich die entzückendsten Mädchen um sich, aber der dumme Ring am Finger verdarb ihm alles. Er selbst musste sich mit seinen Sympathien und Galanterien beständig Zurückhaltung auferlegen, und umgekehrt schreckte das goldene Mal am Finger jene von ihm ab. Gewiss, die jungen Damen waren

liebenswürdig und nett zu ihm, aber sie beobachteten doch ihm, dem Verlobten, gegenüber eine selbstverständliche gewisse Reserve; zu einem reizvollen Flirt kam es nie.

So fühlte Simmert sich denn in diesem lebenssprudelnden Kreise innerlich etwas als outsider, und die goldene Fessel am Finger drückte ihn von Tag zu Tag mehr. Wie oft hatte er nicht schon in einem geheimen Wutanfall den Ring bei sich daheim zu Boden geschleudert. Ah, dass er so dem ganzen verdammten Schwindel ein Ende hätte machen können! Aber zähneknirschend hatte er ihn dann wieder aufgehoben und angesteckt. Der Alten, seines Geldes wegen, ging es ja nicht. Und so hatte er sich denn immer wieder gezwungen, Lotte gegenüber den Liebenswürdigen zu spielen, regelmässig seine Briefe zu schreiben und alle vier Wochen über Sonntag nach Jena zu fahren. Öfter sei es ihm nicht möglich, da er nicht ohne Urlaub Berlin verlassen dürfe, so hatte er Lotte und ihrer Mutter vorgeredet.

Während dieses Lebens in der Gesellschaft nun war Simmert ganz besonders häufig mit Melitta Drencken zusammen gekommen; er war mit ihr in einer Tennispartie zusammen, und sie ritt auch des öfteren bei jenen gemeinschaftlichen Ausflügen oder bei der Quadrille in der Bahn mit. Ihr Wesen hatte ihn gleich von vornherein aufs lebhafteste angezogen, und auch sie hatte ein gewisses Interesse an ihm genommen, denn ihre Naturen hatten viel Verwandtes.

Melitta Drencken war der Typus der gefeierten, hochmütigen und stark blasierten jungen Schönheit. Seit einem halben Dutzend Jahren, wo sie als Siebzehnjährige, gleich bei ihrer Einführung in die grosse Gesellschaft, Furore gemacht hatte, war sie es gewöhnt, alle Herren zu ihren Füssen zu sehen und stets den Mittelpunkt des Festes zu bilden. Das hatte ihr natürlich ein paar Jahre Spass gemacht, aber dann war ein ziemlicher dégôut über sie gekommen. Sie fing an, alles fad und langweilig zu finden — diese ewigen Kostüm- und Atelier-Feste, Routs und Bälle, die ein Jahr wie das andere programmmässig absolviert werden mussten, wo man ewig dieselben Gesichter sah und immer wieder dieselben stupiden Entzückungsphrasen und faden Komplimente der Herren über sich ergehen lassen musste.

Dazu kam noch eines: Alle ihre Freundinnen und Altersgenossinnen waren schon sämtlich verheiratet; aber an sie hatte sich noch keiner gewagt. Verliebt— Du lieber Himmel! — war ja wohl beinahe jeder einmal in sie gewesen, selbst die jetzigen glücklichen Gatten ihrer Freundinnen; aber zum Heiraten war sie den Herren zu unnahbar oder zu anspruchsvoll und zu sehr mondaine gewesen. Da waren ja wohl auch im Lauf der Jahre ein paar liebe, gute Kerls gewesen, die es ehrlich mit ihr gemeint hatten, und denen auch sie vielleicht hätte ganz gut sein können — einige Offiziere und Assessoren von Familie — aber, lieber Gott, leider alles arme Teufel! Na, und da war's denn natürlich immer

bei einem Saisonflirt geblieben. So war es denn allmählich zu einer stillschweigenden Parole geworden: Man „schwärmte“ für die „charmante“ Melitta Drencken, man huldigte ihr wie einer Königin, aber — man heiratete sie nicht.

Mit dieser Losung ihres Lebens war aber Melitta nicht im mindesten einverstanden. Sie hatte absolut keine Lust, noch ein paar Jahre die glänzende Rolle einer Salondekoration zu spielen und dann spurlos von der Bühne zu verschwinden, um in die Rumpelkammer zu anderem verblassten Flitter geworfen zu werden. So war sie denn entschlossen, klug ihre jetzt noch sieghafte Schönheit und Jugend auszunutzen, um sich einen Mann zu erobern. Reich musste er sein, das war die allererste Voraussetzung. Denn sie wollte ein glänzendes Leben in der grossen Welt auch in der Ehe weiterführen, und ihr Vater, der zwar mit seinem Einkommen ein grosses Haus führen konnte, vermochte ihr nichts mitzugeben. Wenn irgend möglich, sollte zu dieser Haupteigenschaft ihres Zukünftigen dann in zweiter Linie eine repräsentable Stellung in der Gesellschaft und als Drittes ein stattliches, weltmännisches Äussere kommen. Das hätte genügt, um Melitta alle Garantien für eine annehmbare Zukunft zu bieten.

Bei der Verfolgung dieses Planes ging sie nun ganz systematisch vor: diese Saison sollte einem Streifzug auf dem Gebiete der höheren Beamtenschaft (auf die Offiziere hatte sie nach allen ihren Erfahrungen bereits verzichtet) dienen; hier gab es

ja manchen Sohn aus gutem, reichem Hause, der ihren Zwecken hätte dienen können. Sollte aber das diesjährige Jagen vergeblich ausfallen, so war Melitta entschlossen, in der nächsten Saison — wenn auch seufzend — von ihren Ansprüchen nachzulassen und sich in den Kreisen der Grossindustriellen oder des Grosshandels einen Mann zu suchen. Mein Gott, es gab ja schliesslich wohl auch hier einzelne Gentlemen, die sich dann noch entsprechend auffrisieren liessen, um sich mit ihnen in Gesellschaft sehen zu lassen.

Auf dem Standpunkt war also Melitta Drencken angelangt, als Simmert in ihren Lebenskreis trat. Seine Person gefiel, ja imponierte ihr sogar etwas, gleich vom ersten Augenblick an: Eine elegante, grosse Figur, der Typus eines feudalen alten Korpsstudenten, ein vollkommen kavalieres Auftreten, absolut sicher, ja vielleicht sogar ein bisschen allzu bewusst — aber das gerade reizte sie an ihm. Dazu noch seine juristische Karriere und seine noblen Passionen, die Vorliebe für den Reitsport, und — last not least — die Hauptsache, sein schweres Geld! Die alte Simmert, seine Mutter, war ja in der Gesellschaft bekannt durch ihre grossartige Freigebigkeit für wohltätige Zwecke. So wäre Rolf Simmert denn geradezu das Ideal gewesen, das sie sich jetzt gemacht hatte, und er hätte das Glück haben können, auf der Stelle mit ihrer Hand begnadet zu werden, wenn dieser Jammermensch nicht die unglaubliche Dummheit begangen hätte, sich schon

anderweitig zu verloben — mit irgend einem Provinzgänschen.

Wirklich, zu blödsinnig! Melitta Drencken konnte sich über die alberne Durchquerung ihrer Pläne schwer ärgern, die sie jetzt sonst so schön und bequem hätte verwirklichen können. Denn Simmert war ja geradezu hochgradig in sie verschossen — das hatte sie natürlich längst schon herausgemerkt, wenn er sich auch noch so sehr beherrschte. Aber seine geheimen, auflodernden Blicke sagten ihr genug. Nun war also endlich mal ein Mensch da, der allen ihren Anforderungen aufs beste entsprochen hätte, und nun musste das wieder an solch einem nichtswürdigen, dummen Zufall scheitern!

Aber war es denn eigentlich absolut nötig, dass aus der Sache nichts wurde? Nun ja, Simmert war verlobt. Aber, Du lieber Gott, doch noch nicht verheiratet; eine Verlobung konnte man doch jederzeit auflösen! Und das ganz besonders, wenn man so wenig verliebt in seine Braut war, wie offenbar Rolf Simmert. Das merkte man doch deutlich, wenn er mal — was zwar selten genug vorkam — von seiner Braut sprach. Das geschah dann immer so hastig, fast verlegen, als müsse er sich wegen dieser nun einmal geschehenen Übereiltheit förmlich entschuldigen und möchte er auf jeden Fall nicht gern daran erinnert werden. Also er liebte sie offenbar nicht, und Geld — so viel man gehört — hatte sie auch nicht. Na, zum Kuckuck, was hielt ihn denn dann noch an diesem Gänschen fest? Doch nur noch das

Mitgefühl! Er hatte sich zwar regelrecht verplempert, aber er wollte den Ehrenmann spielen und sein Wort einlösen.

Pah! Melitta konnte über solche altväterische Moralbegriffe nur mitleidig lächeln. Sein Glück, seinen Vorteil wahrzunehmen, das ist doch das gute Recht des Individuums. Ein gesunder Egoismus ist doch das einzig wahre Lebensprinzip! Und wem half er schliesslich mit seiner Selbstaufopferung? Unglücklich mussten sie ja alle beide in der Ehe werden, wenn der Honigmond vorbei war, und der unausbleibliche „Ehekater" kam, den die kundige Melitta noch stets, selbst bei den glücklichsten Heiraten, nach einiger Zeit still beobachtet hatte. Also wozu erst der Unsinn? Wahrhaftig, es wäre das Vernünftigste, ja für beide Teile das Beste, wenn diese übereilte Studentenverlobung noch bei Zeiten wieder gelöst würde, und wer Simmert dazu verhalf, erwies ihm den allergrössten Dienst.

Seitdem Melitta Drencken zu dieser Auffassung gekommen war, die sich ja in so angenehmer Weise mit ihrem eigenen Vorteil vertrug, hatte sie auch klug und energisch angefangen, ihre Gedanken zur Tat zu machen. Sie hatte Simmerts Annäherung geduldet, für seine speziellen Interessen stets eine grosse Aufmerksamkeit gezeigt und in feiner Weise ihm unauffällig zu erkennen gegeben, wie sie mit ihm in tausend grossen und kleinen Dingen sympathisierte, wie sie eigentlich seine ganzen Lebensmaximen, seine gesellschaftlichen und sportlichen

Neigungen, teile. Er musste sich so natürlich wieder und immer wieder insgeheim sagen, wie famos sie beide eigentlich zusammen passten. Dazu dann noch ihre diskrete Koketterie — sie wusste ja, wie sehr ihn eine chike Toilette, ein graziöses Wesen mit einem Stich ins Pikante reizten — aber im stetig reizvollen Gegensatz hierzu wieder eine vornehme Reserve. So konnte es nicht ausbleiben, dass Simmert bald lichterloh für sie entflammte. Aber, wenn er sich dann, in einer unbewachten Minute mit einem heissen Blick, mit einem leidenschaftlich zitternden Ton der Stimme verriet, dann zeigte sie sofort eine eisige, hochmütige Miene und gab ihm mit leiser Ironie zu verstehen, dass seine Galanterien ja einer anderen zukämen.

Natürlich blieb die beabsichtigte Wirkung dann niemals bei Simmert aus. In solchen Augenblicken, wo seiner wachsenden Leidenschaft mitleidslos die Schranken gezeigt wurden, fühlte er einen glühenden Hass gegen Lotte und er hätte auf der Stelle die Fesseln zerreissen können, die allein ihm den lockenden Weg zum Paradies verwehrten, Denn dieses wunderbare, kapriziöse, reizvolle Geschöpf zu besitzen, hinter deren vorgetäuschter, vornehmer Gefühlskälte er eine, der seinen verwandte, versengende Leidenschaft vermutete — das schien ihm höchsten Genuss zu verheissen. Dazu dann noch die Vorteile für seine Karriere, die ihm der Einfluss ihres Vaters verhiess — der Wirkliche Geheime Rat Drencken hätte als Ressortchef im Reichsamt des

Inneren ihn kolossal protegieren können — es wäre ja geradezu ideal gewesen! Alle seine Kollegen, Referendare oder junge Assessoren bei der Regierung oder Hilfsarbeiter in den Ministerien, hatten irgendwo in der Verwandtschaft oder Freundschaft einen Rückhalt an hochgestellten Persönlichkeiten, der ihnen ein glattes Vorwärtskommen verhiess. Ihm fehlte es leider daran. Um so wertvoller wäre für ihn gerade also solche Protektion gewesen.

Und nun stand dem allem dieser verdammte, törichte Jugendstreich seiner Verlobung entgegen! Wahrhaftig, ohrfeigen hätte er sich können! Aber, weiss Gott, er konnte für nichts einstehen: Wenn das noch lange so weiter ging — die unerwiderte Leidenschaft zu Melitta machte ihn ja förmlich toll — so würde er schliesslich zu allem fähig sein. Dann würde er versuchen, bei seiner Mutter Himmel und Hölle in Bewegung zu setzen, um mit ihrer Zustimmung seine Verlobung aufzuheben. Immer häufiger und häufiger drängten sich ihm diese Gedanken auf, und es fehlte nur wenig noch, ihn zu diesem Äussersten zu treiben.

Simmert hatte von seinem Beobachtungsposten aus Melitta unablässig mit seinen Blicken verfolgt. Nun bemerkte er, wie sie drüben in der Ecke ihren Tänzer verabschiedete und sich allein nach einem der Nebenräume begeben wollte. Sofort eilte er auf sie zu und wenige Augenblicke später stand er neben ihr.

„Gnädiges Fräulein sind des Tanzens müde?

Endlich also mal eine Gelegenheit, auch Ihrer habhaft zu werden," scherzte er, aber aus dem Ton seiner Stimme klang deutlich die Eifersucht und der Ärger, dass er als Verlobter sich nicht wie die anderen unter die Tänzer mischen konnte. Er hatte nur mit der Wirtin und ein paar anderen verheirateten Damen einige Pflichttouren getanzt.

„Ja, Ihre eigene Schuld, Herr Simmert!" erwiderte sie mit einem leisen spöttischen Lächeln. „Übrigens, man muss auch nicht zu viel auf einmal verlangen. Wenn man das Glück hat, eine Braut zu besitzen, soll man nicht auch noch den Ballkönig spielen wollen!"

Es klang scherzhaft, leichthin, aber die feinen, spitzen Haken ihrer wohlgezielten Wortpfeile trafen ihn wieder einmal in die nie vernarbende Wunde. Er zuckte innerlich zusammen, aber beherrschte sich noch so weit, dass er sich zu einem Lächeln zwang.

„Warum nicht?" rief er in übermütigem Ton. „Man kann nie genug des Guten kriegen — dem Unverschämten lächelt das Glück!" Und er bot ihr mit keckem Blick seinen Arm.

„Sind Sie dessen so sicher?" neckte Melitta, doch hing sie sich leicht bei ihm ein. „Aber halt, wohin wollen Sie mich verschleppen?" forschte sie, als Simmert sie nun auf die Diele hinausführen wollte.

„In die ‚fidele Ecke', auf höchsten Befehl der Hausfrau — zu sinnigem Pfänderspiel!" gab er ironisch Auskunft.

„Ist das Ihr Ernst?“ Schnell zog sie die Hand aus seinem Arm. „Sie sind doch sonst ein Mensch von leidlichem Geschmack!“

„Wenn Sie bereit sind, mir im tête-à-tête allergnädigst eine Sitzung zu gewähren, so ziehe ich das natürlich tausendmal vor,“ erwiderte Simmert mit einer eleganten Verbeugung.

„Sie sind wirklich — dreist, Monsignore,“ lachte Melitta. „Aber Sie sollen heute mal Glück haben. Kommen Sie, fix! Da drüben in Frau Professors Boudoir. Ich habe fabelhaften Appetit auf eine Zigarette.“

Freudestrahlend folgte ihr Simmert, und — er hatte heute allerdings ein Mordsglück! — Der Raum war im Augenblick völlig leer. Auch Melitta Drencken dachte beim Eintreten dasselbe; mit einem beredten, lächelnden Blick wandte sie den feinen Kopf mit dem tiefen, schweren Haarknoten zu ihm. Es wallte heiss in ihm auf, und ein verzehrender Blick umfasste ihre Gestalt, wie sie sich nun nachlässig auf einem der kleinen Fauteuils niederliess und die Beine leicht übereinanderschlug, sodass ein charmantes Atlasschuhchen mit feinster Silberfiligranstickerei sichtbar wurde. Den Oberkörper weit zurückgelehnt, die Arme lässig über die Lehne hinabfallen lassend, lag sie so da, ein Bild verführerischer, graziöser Erschlaffung, und sah nun unter den dunklen Wimpern, aus leichtumschatteten Augen zu ihm auf.

„Ach, ich bin total kaput — das ist nun heute

der sechste Abend in dieser Woche, dass ich in Gesellschaft bin. Verrückt, nicht? — Da muss man sich stimulieren. Also, prego signore — geben Sie mir was zu rauchen."

Sie winkte mit dem Kopf leicht nach dem indischen Taburett hinüber, auf dem Zigarettenschachteln zum Gebrauch der Damen bereit standen. Aber Simmert bat, indem er zu ihr trat und ein silbernes Etui aus der Fracktasche zog:

„Dürft' ich um die Ehre bitten, eine von meinen Zigaretten zu probieren, mein gnädigstes Fräulein? Es ist dieselbe Marke, die Ihnen neulich, bei unserer Klubsitzung, so gut gefiel."

„Aber bitte — gern!" nahm Melitta an. „Ah, was für ein wundervolles Etui," bewunderte sie das wieder von ihm zugeklappte kleine Behältnis, das auf der Vorderseite in Mattgold massiv ausgeführte Initialen zeigte. „Ihr Monogramm?"

„Doch nicht, meine Gnädigste," erwiderte Simmert, sich zu ihr herniederbeugend und ihr das Etui hinhaltend: „Der Namenszug meines Regiments."

„Ach, ja, der Thüringer Husaren," erinnerte sich Melitta, und es schmeichelte ihm sehr. „Von dort her haben Sie ja wohl auch Ihren „Schamyl" mitgebracht?"

„Ganz recht, ich kaufte ihn damals von meinem Rittmeister, dem er zu leicht war. Übrigens, es wird Sie interessieren, ich verkaufe den Rappen jetzt. Habe eine famose Vollblutstute an der Hand und werde vermutlich morgen schon zuschlagen."

„Was Sie sagen!“ Interessiert richtete sich das Mädchen auf. „Aber warum? Der Rappe machte doch noch eine tadellose Figur?“

„Das wohl, aber er hat mir nicht mehr Temperament genug. Er ist ja auch fast zehnjährig und ich habe ihn in den ersten Jahren etwas stark verbraucht. Ich muss aber immer ordentlich etwas zu arbeiten haben, wenn ich im Sattel bin, sonst langweilt mich die Geschichte.“ Und er dehnte unwillkürlich mit kraftvoller Bewegung die Arme, hochaufgereckt, ein Bild elastischer Jugendkraft und ritterlicher Eleganz.

Melitta schickte einen wohlgefälligen Blick zu ihm hinauf, wie er so vor ihr stand: Wirklich, ein bildhübscher Mensch, ein Kavalier comme il faut — wenn er doch nur endlich die Kraft fände, sich für sie frei zu machen. Aber, nur energisch! Sie durfte nicht locker lassen.

Im selben Augenblick hörte man draussen vor dem Gemach Stimmen; ein paar Damen steckten die Köpfe in das Zimmer, gingen dann aber wieder.

„Gott sei Dank! die Einquartierung ging noch mal gnädig an uns vorüber!“ freute sich Simmert.

„Aber klatschen werden sie genug über unser tête-à-tête,“ erwiderte Melitta Drencken. „Ich bin doch eigentlich furchtbar nett, dass ich Ihnen zu Liebe so mein Renommee aufs Spiel setze, nicht?“ und sie lachte, ein dichtes Rauchwölkchen mit spitzem, niedlichem Mündchen vor sich hinpaffend, ihn verführerisch an.

Abermals durchrieselte es Simmert heiss — was hätte er darum gegeben, wenn er diesen feinen, hochmütigen Mund einmal hätte küssen dürfen! — und er trat unwillkürlich dichter an sie heran. „Es wird Ihnen aber auch gedankt, Fräulein Drencken! Ich — ich — gestatten Sie einen alleruntertänigsten Fussfall zum Ausdruck meiner tief gefühlten Dankbarkeit?“ Er fühlte, wie seine kaum noch zu zügelnde Leidenschaft für dieses bezaubernde Geschöpf bei einem Haar mit ihm durchgegangen wäre, und er suchte mit einem forzierten Scherz der Situation ihre Schwüle zu nehmen.

„Um Gotteswillen! Danke ergebenst,“ lachte sie ihn aus. „Das würde ja für einen Bräutigam eine sehr passende Zimmergymnastik sein! Bitte, sparen Sie sich diese Exerzitien lieber für den nächsten Besuch bei Ihrem Fräulein Braut auf!“ Und ihre Mienen nahmen im nächsten Augenblick wieder jenen unendlich hochmütigen, kalten Ausdruck an.

Er prallte ordentlich zurück; so traf ihn wieder diese hohnvolle, fast verächtliche Zurückweisung. Einen Augenblick kämpfte er mit sich, es wogte und kochte in ihm. Dann fuhr es ihm heraus, halblaut zwischen den zusammengepressten Lippen hindurch:

„Fräulein Drencken, warum dieser Hohn? Ist es denn ein Verbrechen, verlobt zu sein, dass Sie mir das immer förmlich wie einen Makel vorwerfen? Ich dächte, der damit verbundene Verzicht auf die Freiheit und auf — so manches, das noch lockend

erscheinen könnte, verdiente doch zum mindesten Respekt!"

Einen Augenblick sass sie schweigend da, in kühler Ruhe, dem Rauch ihrer Zigarette interessiert nachsehend. Dann sagte sie, noch immer ohne ihn anzusehen, in fast gleichgültigem Ton:

„Wenn man den Verzicht als ein schweres Opfer empfindet, dann kann mir so was nicht imponieren."

„So, und warum nicht? Wenn ich fragen darf," stiess Simmert erregt hervor.

„Weil ein solches Verlöbnis einfach ein Unsinn ist, eine Halbheit oder Schwachheit — und das imponiert mir eben nicht."

Ihre überlegene, kalte Art machte Simmert immer aufgeregter. Er konnte sich nicht länger mehr zu jener mühselig noch bisher gewahrten Zurückhaltung zwingen. Heraus musste es endlich doch einmal, also denn jetzt!

„So?" machte er mit vor Erregung zitternder Stimme. „Wenn nun aber eine Macht wäre, stärker als der Wille, die einen zähneknirschend zwänge, das zu lassen, was man vielleicht mit jeder Faser seines Herzens ersehnte?"

Auch Melitta fühlte sich nun im Innersten erregt — jetzt drängte es zu der grossen Entscheidung hin. Aber sie bezwang sich und blieb äusserlich völlig ruhig. Nur klug jetzt, dachte sie, und geschickt den schon im Rollen befindlichen Stein in die richtige Bahn lenken! Die letzten Worte Simmerts, die Anspielung auf eine force majeure, glaubte

sie nur auf das Gebot der Pflicht beziehen zu sollen, das ihm das Brechen seines Wortes verböte, und mit dämonischer, kalter Berechnung sagte sie daher:

„Es gibt keine Macht, die stärker ist, als unser Wille — wenn nur ein Ziel da ist, das ihn wirklich lockt, das genügend Lohn verheisst."

In Simmert loderte es auf. Verstand er recht? Sie sprach jetzt selber von jenem berauschenden, ihn toll machenden Glück, dessen Vorstellung ihn verzehrte? Aber das war ihm nicht genug, er wollte mehr wissen: Ob auch sie etwas für ihn empfand — ob er hätte hoffen dürfen, wenn jenes Hindernis nicht da wäre!

„Aber, wer sagt einem," raunte er leise, „dass jenes Ziel, das vielleicht dazu verlocken könnte, alles aufs Spiel zu setzen, dass es erreichbar, dass es — höchsten Lohn bieten würde?"

Wieder eine Pause, Simmert hörte sein Herz wild gegen die Brust hämmern. Dann tönte leise ihre Antwort: „Die Stimme in der eigenen Brust! Sie trügt nicht — sie ist des Schicksals Stimme."

Klug hatte sie die Worte gewählt. Sie vergab sich nichts mit dieser Antwort, kein Eingeständnis — aber dennoch, das wusste sie, mussten diese Worte von ihm als eine Bejahung seiner Frage angesehen werden, die ihn zu jeder Hoffnung berechtigte und die ihm die Kraft zum Bruch mit der anderen geben würde. Und sie tat noch ein Übriges. Einen Moment lang trafen ihn ihre Blicke, tief forschend, ernst — als prüften sie sein innerstes Herz — dann warm

werdend, zärtlich und nun mit einem plötzlichen, leidenschaftlichen Auflodern, das ihn am ganzen Leibe erzittern machte. Aber eben nur einen flüchtigen einzigen Augenblick lang; dann senkten sich die Wimpern, es erschien wieder der alte, etwas müde Ausdruck und, die Zigarette wegwerfend, erhob sich Melitta Drencken.

„Aber bitte, führen Sie mich ins Atelier hinüber! Wir haben nun lange genug philosophiert. Finden Sie nicht auch?“

XIV.

Hellmrich kam eben vom Nachmittagsunterricht nach Haus. Es war erst halb fünf, jedoch bei dem trüben Novembertag war es fast schon ganz finster, als er oben vor seiner Flurtür stand und aufschliessen wollte. Aber kaum hatte er den Schlüssel ins Loch gesteckt, als auch schon die Tür aufging. Erstaunt blickte er auf und sah sich im Licht der Lampe plötzlich seiner Mutter gegenüber, die ihn offenbar hier schon erwartet hatte und ihm nun ängstlich zuflüsterte:

„Ach, Karl, da drinnen in Deinem Zimmer wartet schon seit einer halben Stunde eine fremde Frau, die Dich sprechen will, in dringendster Angelegenheit, aber absolut nicht sagen wollte, was es sei. Als ich ihr sagte, Du seiest fort und kämst erst gegen halb fünf wieder, erklärte sie, dann müsste sie hier warten — hoffentlich sei es dann aber nicht schon zu spät. Die Frau ist so merkwürdig. Sie läuft da drinnen immer ganz aufgeregt im Zimmer auf und ab — mir ist ganz unheimlich zu Mut geworden. Ich fürchte, sie ist nicht richtig im Kopf. Gott sei

Dank, dass Du da bist. Ich habe mich gar nicht 'neingetraut, ihr Licht zu bringen,"

Schnell nahm Hellmrich der Mutter die Lampe aus der Hand und ging in sein Zimmer hinein. Als er eintrat, fand er gleich in der Nähe der Tür die Fremde, die offenbar sein Kommen schon gehört hatte, eine kleine, ärmlich angezogene Frau mit welkem, jetzt sehr aufgeregtem Gesicht, die nun unbeholfen vor ihm dienerte.

„Verzeihen Sie man vielmals, dass ich hier eindrungen bin bei Sie, Herr Doktor. Aberst ich musste Ihnen absolut sprechen. Es jeht vielleicht um Leben und Dot!" rief sie ihm mit gedämpfter Stimme zu.

„Aber um Gotteswillen, was ist denn? Um wen handelt es sich denn?" Hellmrich setzte, nun selber erschrocken, klirrend die Lampe auf den Tisch.

„Kennen Se eenen Herrn Doktor Rittner — Heinz Rittner? Der wohnt nemlich seit drei Wochen bei mich als Schamberjarnist," erklärte die Fremde.

„Rittner? Hier in Berlin! Aber was ist mit ihm?" Hellmrich rief es in höchster Bestürzung und plötzlich aufsteigender Angst aus.

„Ick jloobe, mit den passiert wat! Dadrum bin ick ja jrade zu Ihnen jeloofen. Sehn Se, der Herr Doktor Rittner wohnt bei mich schon seit drei Wochen. So 'nen bisken finstern Eindruck hat er ja jleich auf mir von vornherein jemacht. Aber det is von Dag zu Dag schlimmer jeworden. Woll deswegen, weil det mit die Stellung, wejenst der er nach

Berlin jekommen is, Essig jewesen is. Er is denn jeden Dag, von Morgen bis Abend, rumjeloofen, und hat sich wat anners jesucht, aberst nischt jefunden. Et muss woll man mau mit seine Pinke stehn; det heest, bezahlt hat er mir bisjetzt ja pinktlich. Aberst unsereens is ja helle, wo det man schonst so lange vermieten dut, und ick merk' det doch, wenn een Jardrobenstick nach's annre uff's Leihamt jeht. Seit vorjestern hat er ooch den Winterpalletoh verkloppt, und wo nu heut' morjen der Brief aus Breslau jekommen is, uff den er immer jelauert hat wie uff 'nen letzten Rettungsanker, da is er janz zusammenjeklappt. Da looft er nu janz verstört 'rum. — Ick hörte ihn schonst den janzen Dag in seine Sachen kramen, det heest, in so 'ne Kiste mit Biecher, Fotojrafien und Briefe, die er uff sein Spinde zu stehen jehabt hat. Und als ick heut' mittag mal bei ihm rinjejangen bin un jefragt habe, ob er denn jarnischt zu sich nehmen wolle, da hat er mir janz verständnislos anjekuckt. Er sass jrade an Disch und schrieb, un in'n Ofen, det konnt' ick noch janz jenau an die Asche davor erkennen, hatte er seine Briefe un Bilder aus de Kiste verbrannt, die leer daneben uff de Erde stand. Na, da wusst ick ja, wat de Jlocke jeschlagen hatte, un denn machte ick mir absichtlich so janz unauffällig bei ihn an'n Disch zu schaffen und fragte, ob ick ihn woll von mein Middag wat anbieten könnte — Beffsteck un Bratkartoffeln — dabei schult' ick aberst feste uff seine Briefe, un da lag een Kuvert mit Ihre

jeehrte Adresse; die annern die jingen alle nach ausserhalb, nach Breslau an Herrn Polizeirat Rittner, an Frau Ottilie Rittner un sonst noch an annere Adressen, die ick nich behalten habe, aber alle durch die Bank ausserhalbsche. Bloss Sie waren in Berlin, un da hab' ick mir jleich Ihre werte Adresse jemerkt."

„Na, essen wollt' er ja denn nich. Nee, meent er, er wolle nachher ins Restorang essen jehen. Da verzog ick mir denn wieder. Aberst an de Dhiere, da hat er mir noch eenmal zurückjerufen. Frau Tippert, sagt er, ick fiehl mir heut' nich janz wohl un wer mir heute abend janz frieh in't Bette lejen. Lassen Se mir man morjen ordentlich ausschlafen; un wenn ick in de Nacht 'nen bisken unruhig bin, dann haben Se man keene Angst. Mir fehlt weiter nischt, aber ick hab' 'nen bissken Fieber. Ick jloobe, ick krieg 'ne mächtige Infulenza. So hat er jesagt. Na, scheen, Herr Doktor, hab' ick jesagt, det wird ja nicht so schlimm wer'n. Det hat jeder heitzedage bei det Hundewetter. Drinken Se man vor't Schlafenjehen een paar feste Jrocks. Da hat er mir anjekuckt mit seine jrossen, dunklen Oogen un denn laut losjelacht — aberst det klang orntlich jraulich! — Ja, ja, det wird helfen! hat er jesagt. Na, denn atjöh, Frau Tippert."

„Sehn' Se. So hab' ick mir nischt anmerken lassen. Aberst kaum, det er denn um halber viere wejjejangen is un hat alle seine Briefe mitjenommen, da bin ick losjeprescht un hab' herjemacht. Ick

dachte mich so, wenn Sie kommen dhäten un mit ihm redt'n, vielleicht, det Se ihm de Selbstmordjedanken aus'n Kopp reden könnten. Un ick möchte de Wirtschaft mit sowat doch ooch nich in's Haus haben! Aberst Zeit wird et nu! Denn er kann ja jeden Oogenblick wieder retur kommen."

Hellmrich hatte mit fieberhafter Ungeduld den Bericht mitangehört. Nun rief er aufgeregt:

„Wo wohnen Sie?"

„In de Eichendorffstrasse 87."

„Kommen Sie sofort! Wir nehmen eine Droschke. Einen Augenblick nur." Und er lief auf den Flur hinaus, wo er die noch immer geängstigte Mutter in der Nähe der Tür fand.

„Wie, Karl, Du willst gleich wieder weg? Ohne einen Bissen Mittag?"

„Nicht anders möglich, Mutter! Es handelt sich hier um das Schlimmste. Vielleicht kann ich einem Unglücklichen noch das Leben retten! Verzeih', aber ich habe jetzt keine Zeit zu näheren Erklärungen. Alles nachher! Kommen Sie, Frau Tippert."

Und er eilte hinaus, gefolgt von der kleinen Frau, die mit Mühe dem die Treppen in ungeduldigen Sätzen Hinabstürmenden nachfolgte. —

Gott sei Dank, als sie in Frau Tipperts Wohnung angelangt waren, war es noch nicht zu spät. Rittner war noch gar nicht heimgekommen. Schnell besprachen sie das Nötige: Hellmrich wollte in Ritt-

ners Zimmer warten. Die Wirtin sollte diesem bei seiner Rückkehr nichts von dem Besuch verraten, sondern ihn ahnungslos eintreten lassen. Alles übrige hoffte dann Hellmrich schon durch seine persönliche Zusprache zu erreichen.

So wartete denn Hellmrich in Rittners Stube, einem jener schablonenmässig möblierten Chambregarnistenlogis des Nordens, wie sie für die Aufnahme mässig begüterter Studierender oder junger Kaufleute eingerichtet sind. Mit einem eigenartigen, beklommenen Gefühl sah sich Hellmrich im Schein der Lampe in dem wenig anheimelnden Raum um nach eigenem Besitz Rittners. Aber er sah so gut wie nichts. Nur ein paar Handschuhe, Zigarettenspitzen und einen Stock — er kannte ihn noch aus Jena her — und richtig, da in der Ecke neben dem Ofen stand noch die Kiste, von der die Wirtin erzählt hatte! Er trat hinzu. Nur einige wenige Bücher lagen noch darin, medizinische Schriften, bloss broschiert, schon stark zerflederte Exemplare, für die der Antiquar doch nichts mehr gegeben hätte. Das war die ganze armselige Habe des Verlorenen!

Im innersten Herzen ergriffen, setzte sich Hellmrich auf den Stuhl am Fenster. Er wandte den Blick aus dem öden Raum weg, in dem nichts an das freundliche, behagliche Hausen eines sesshaften Bewohners erinnerte und starrte in die Dunkelheit draussen hinaus. Es hatte inzwischen auch noch zu regnen angefangen, und laut klatschend fielen die schweren Tropfen auf das Blech vorm Fenster: Eine

traurige, monotone Musik; sie passte zu dieser ganzen Situation.

Fast eine Stunde mochte Hellmrich gewartet haben, zuletzt immer aufgeregter, eine Beute des fürchterlichen Gedankens, dass Rittner vielleicht überhaupt nicht mehr wiederkommen, dass er die Verzweiflungstat ausserhalb des Hauses vollziehen würde.

Da endlich hörte er draussen einen Schlüssel in der Entreetür klirren — in atemloser Erwartung lauschte Hellmrich — richtig, nun näherten sich Schritte, langsame, müde Schritte — warum auch so eilen? Zu dem, was geschehen sollte, kam man immer noch früh genug! — Dann klinkte es an der Tür: Hellmrich pochte das Herz bis an den Hals hinauf, und nun trat ein Mann ins Zimmer: Heinz!

Hellmrich mochte es laut aufgeschrieen haben, als er die schlaffe, in sich zusammengesunkene Gestalt sah und das abgemagerte, finstere Gesicht erkannte, das mit einem hoffnungslosen, stumpfen Blick so müde, zum Sterben müde, ins Zimmer starrte: Da bin ich zum letzten Male! Nur eine Weile noch — Gottlob — dann ist alles zu Ende.

„Heinz!"

Der Angerufene, der im ersten Augenblick die fremde Gestalt da hinten in der dunklen Fensterecke gar nicht bemerkt hatte, fuhr in heftigem Erschrecken zusammen. Was war das? Wo kam diese bekannte Stimme, dieser vertraute Anruf her, hier in dieses weltvergessene Gemach?

Da stand Hellmrich, mit drei Sprüngen herbei-

geeilt, im Licht der Lampe vor ihm: „Heinz, mein lieber, lieber alter Heinz!“ Und er konnte nicht anders: Von seinen Gefühlen überwältigt, riss er den alten Gefährten in seine Arme und presste ihn an seine tief erschütterte Brust. „Gott sei Dank, dass ich noch zur rechten Zeit gekommen!“

Rittner war im ersten Augenblick fassungslos. Er verstand noch immer nicht, wie denn das möglich sei — was denn das alles sollte! Aber dann kam es über ihn: An der Schwelle des Todes hatte sich plötzlich im letzten Augenblick eine Hand in barmherziger Freundschaft liebevoll nach ihm ausgestreckt; er stand nicht mehr einsam, von aller Welt verlassen da mit dem erstarrenden Gefühl: Kein Hahn kräht ja danach, ob Du morgen noch bist oder nicht! — Ihm war zu Mute wie einem zum Tode Verurteilten, der mit zusammengebissenen Zähnen, von der Welt innerlich schon losgerissen, die Blicke nur starr vor sich hingerichtet, in krampfhaftem Zusammenraffen zur Richtstätte geht und dem vor dem Schafott im letzten Moment noch die Begnadigung verkündet wird. Da wanken die Kniee, und die Reaktion auf die unnatürliche, furchtbare Willensanspannung lässt den eben noch mannhaft Aufgerichteten, zum Tode Bereiten nun plötzlich hilflos zusammenbrechen.

So ging es Rittner. Er lag in Hellmrichs Armen, mit zuckendem Herzen, auf's tiefste erschüttert und keines Wortes mächtig. Und Hellmrich klopfte ihm nur wieder und immer wieder zärtlich auf die Schul-

ter, wie ein Vater ein kummervolles Kind tröstet: „Heinz, mein guter, alter Heinz! Fass' Dich doch nur — es wird ja alles noch mal wieder gut!"

Dann sassen sie sich gegenüber, und Rittner erzählte seine Schicksale seit jenem unseligen Sonntag im Sommer vor zwei Jahren. Er war damals nach Greifswald gegangen — das Gerücht hatte also Recht gehabt. Seine Eltern hatte er jedoch in dem Glauben gelassen, dass er noch in Jena sei, weil sie beim Erfahren der Wahrheit ihre Hand von ihm abgezogen hätten. Seine alte Wirtin in Jena hatte den Briefverkehr mit ihnen vermittelt. Aber als sie einmal — es war vor Jahresfrist — krank gewesen sei, da hatte die Post eine Geldsendung seines Vaters als unbestellbar zurückgeschickt, der Adressat sei schon seit langem verzogen nach unbekannt. Da war es denn aus gewesen mit denen zu Hause; denn die Geduld des Vaters, der schon seit Jahren auf's schwerste unter dem Bummelleben des Sohnes litt, war nun erschöpft.

Seitdem hatte eine furchtbare Leidenszeit für Rittner begonnen. Zunächst hatte er noch auf Pump ein Semester sich so kümmerlich in Greifswald durchgequält, gleichzeitig krampfhaft arbeitend: Nun wollte er den Eltern zeigen, dass er aus eigener Kraft noch etwas leisten und sein Ziel doch noch erreichen könne. Aber es war ihm unmöglich gemacht worden. Gerade jetzt, wo die Energie wieder bei ihm aufgerüttelt war, schlugen ihm seine früheren und neuerlichen Schulden über dem Kopf zusammen. So

hatte er von Greifswald spurlos verschwinden müssen.

Er hatte zunächst Zuflucht bei einem Greifswalder Freund gefunden, der nach Aufgabe seines Studiums auf seinem Gute in Pommern sass und ihn zu sich eingeladen hatte, mit noch ein paar anderen ehemaligen Studiengenossen. Da war denn ein weiteres halbes Jahr dahingebraust. Ein Tag wie der andere: Tolle Gelage, Kartenspiel oder Jagd von früh bis spät! Schliesslich hatte aber doch den leichtsinnigen Gastgeber bei der Jahresabrechnung ein gelinder Schrecken erfasst, und Rittner, dem dieses wüste Treiben, dieses Leben auf Kosten eines anderen, schon lange im Innersten ekelhaft war, hatte alsbald seinen Koffer gepackt. Auf ein Inserat hin, worin ein „renommiertes Berliner Heilinstitut einen Mediziner (ev. auch nicht approbiert) zur Hilfsleistung gegen mässige Ansprüche" suchte, war er nach Berlin gekommen mit etwa sechzig Mark, dem Rest seines letzten Spielgewinnes.

Das war nun vor drei Wochen gewesen. Aber bitter hatte er sich entäuscht gesehen. Das „renommierte Heilinstitut" stellte sich als eine Kurpfuscherbude schlimmster Art heraus, die von Rittner strafbare Dienste verlangte. Da hatte er natürlich auf der Stelle den Leuten den Rücken gewandt. Nun sass er da in Berlin, mit seinen paar Mark, die beim Stellensuchen und Inserieren in acht bis zehn Tagen völlig aufgebraucht waren. Da hatte er denn nach und nach allen seinen Besitz verkaufen oder ver-

setzen müssen. Aber auch das umsonst! Nirgends fand sich etwas für ihn. Was sollte man auch mit dem verbummelten Studenten angefangen, der nichts gelernt hatte und nichts vom Geschäft verstand? In seiner Verzweiflung hatte er schliesslich noch einmal einen Brief an den Vater gerichtet, mit der letzten Bitte, ihm noch einmal 200 Mark zu schicken. Ein ihm vom Stammtisch in Greifswald bekannt gewordener Kapitän wollte ihn nämlich aus Gutmütigkeit eventuell als Schiffsarzt auf einem seiner Segelschiffe nach Brasilien kostenlos mit hinübernehnehmen, und dort hoffte er sich irgendwo im Inlande auch ohne Staatsexamen eine ärztliche Praxis gründen zu können.

Voll bangen, aufreibenden Hoffens und Harrens waren so drei Tage verstrichen; dann war heute Morgen ein Brief des Vaters gekommen, der aber nur drei Zeilen enthielt: Nach all' den zahllosen schlimmen Erfahrungen gebe er auf diesen neuesten Vorwand seines Sohnes, sich nur wieder Geld zu erschwindeln, nichts mehr und er verlange jetzt zum letzten Male, endlich seine Ruhe zu haben! Da war denn die letzte Hoffnung zertrümmert worden. Es blieb jetzt nur noch ein Weg für ihn — und nun war Hellmrich gekommen, wie — wie vom Himmel gesandt! Aber wie war das nur möglich gewesen? Wie hatte er denn wissen können —?

„Das alles nachher!“ Hellmrich ergriff mit ernstem, vorwurfsvollem Blick die Rechte Rittners: „Jetzt sag' mir erst eins, Heinz! Warum kamst

Du in Deiner Not nicht zu mir? Habe ich Dir's nicht beim Weggehen von Jena gelobt, dass Du mir allezeit wie ein Freund und Bruder sein sollst?"

Rittner barg seine Stirn in der Hand, und stockend kamen seine Worte hervor: „Ja, damals, Karl! Da trugen wir noch dasselbe Band, da war ich noch kein — Ehrloser! Wusste ich denn, ob Du überhaupt den Ausgestossenen noch kennen würdest?" Seine Stimme zitterte und klang heiser vor innerer Erregung.

Hellmrich aber sprang auf und legte ihm fest die Hände auf die Schultern. „Heinz, wie wenig kennst Du mich doch! Was kümmert mich ein Konventsbeschluss, von dem mein Herz nichts weiss! In meinen Augen bist Du nach wie vor ein Mann von Ehre, und das will ich vor aller Welt vertreten, so wahr ich hier vor Dir stehe."

Rittner brachte keinen Laut heraus, aber tränenden Auges presste er in heiss überquellendem Dank Hellmrichs Hände. Doch dieser setzte sich nun zu Rittner aufs Sofa: „Nun, mein guter, alter Heinz, aber kein Wort mehr vom Vergangenen, sondern jetzt mit frischem Mut vorwärts in die Zukunft! Und was ich kann, will ich Dir von Herzen gern dazu helfen. Deine Idee mit Brasilien scheint mir nicht schlecht. Darüber wollen wir mal gleich ernsthaft reden, und die nötigen Mittel dazu" — er dachte an seine Ersparnisse für eine Jena-Reise — „denke ich Dir verschaffen zu können —"

„Wie Du willst? Du k ö n n t e s t? —" Neu er-

wachende Lebenshoffnung klang aus Rittners bebender Stimme, und er sprang von seinem Sitz mit leuchtenden Augen empor.

„Ja, Heinz. Aber nun mal Ruhe, mein Junge! Wir wollen doch vernünftig miteinander reden. Also setz' Dich wieder hübsch her, und dann müssen wir vor allen Dingen erst mal eine verständige materielle Unterlage für unsere Verhandlungen schaffen — He, Frau Tippert!" —

Verwundert blickte Rittner auf. „Woher kennst Du denn meine Wirtin so genau?"

Aber Hellmrich lächelte nur und befahl der schnell herbeigeeilten Wirtin, die nun selber wieder ganz vergnüglich schmunzelte: „Bitte, schaffen Sie uns doch schnell mal was Ordentliches zu essen und zu trinken. Aber, bitte, recht fix, das ist die Hauptsache."

„Scheenecken, scheenecken, Herr Doktor! Wird allens schleinijst besorjt wer'n!" Und knicksend eilte sie davon.

Hellmrich aber vertiefte sich nun eingehend in Rittners Plan, die alte Heimat zu verlassen, und drüben, wo schon so manche verunglückte Existenz sich wieder aufgerichtet hat, ein neues, erfolgreiches Leben zu beginnen.

XV.

Simmert pfiff fröhlich eine Walzermelodie vor sich hin. Bald trat er vor den Spiegel über der Waschtoilette, sich den Schnurrbart noch kecker aufzubürsten oder dem selbst-geknüpften Plastron noch gefälligere, lose Falten zu geben; bald suchte er aus dem Handschuhkasten noch ein Paar schönere hellfarbene Glacés heraus, als die er sich eben zurecht gelegt; bald zupfte er die Gardenie im Knopfloch des tadellos sitzenden Gehrocks noch sorgfältiger zurecht. Er war strahlend, froh, so glücklich — er hätte die ganze Welt umarmen können! Der schwere Stein, der ihm seit so lange auf dem Herzen lag, er war heute glücklich weggewälzt — ah, nun gab es wieder ein freies, langes Aufatmen, und nun war ihm der Weg nach Glanz und Ehre wieder offen — und nach dem Glück, einem süss berauschenden, wonnevollen Glück! Da, eben hatte es ihm gewinkt mit rosigem, zierlichem Finger. Und er führte wieder und immer wieder das zartfarbene, fein duftende Blättchen Briefpapier vor sein Gesicht, um geschlossenen Auges den ihn

wonnig umschmeichelnden Duft einzusaugen und sich die verführerische Mädchengestalt vorzustellen, die dieser Hauch stets umwob.

Donnerwetter! Wenn er das noch vor drei Stunden hätte ahnen können, als er schwer bedrückten Herzens zu jener Unterredung bei seiner Mutter eingetreten war, von der ja alles abhing. Aber, mochte kommen, was da wollte, er musste endlich einmal sprechen und alles aufbieten, seinen Willen durchzusetzen!

Und nun war alles viel leichter von statten gegangen, als er je zu hoffen gewagt hatte. Weiss Gott, seine alte Dame war doch eigentlich unberechenbar. Damals, bei der Geschichte mit der Ilse, die furchtbare Aufregung! Da wurde er mit aller Gewalt zu Lotte hingetrieben, und heute?

Na ja, es hatte ja zwar auch langen Redens und eines tüchtigen Komödiespielens bedurft! Er hatte ihr ja ordentlich was vorgeklönt: Ob sie, seine leibhaftige Mutter, ihn denn mit Gewalt zeitlebens unglücklich machen wollte, ob er denn wegen einer verblendeten Jugendschwärmerei, wegen einer regelrechten Kinderei, nun wirklich für alle Ewigkeit an ein Wesen gekettet sein sollte, das ihn nicht verstehen und befriedigen könne? Sie würden ja alle beide nur kreuzunglücklich werden. Er flehe sie an, lieber jetzt noch ein Ende machen zu dürfen, als später. In ihrer Hand läge sein Schicksal, sein ganzes Lebensglück! Sie möge doch ihr einziges

Kind nicht einer Jugendtorheit wegen hartherzig zu Grunde richten — kurz, sie möge in die Aufhebung seiner Verlobung mit Charlotte einwilligen. Natürlich hatte Simmert aber verschwiegen, dass die Person Melitta Drenckens dabei im Spiele war.

Frau Simmert hatte sich zwar zuerst, anscheinend höchst betroffen, dagegen gesträubt; aber in Wahrheit überraschte sie dieses Verlangen ihres Sohnes gar nicht. Seit dem letzten ernsten Konflikt mit Charlotte wusste sie ja nur zu gut, dass die beiden jungen Leute im Grunde durchaus nicht zusammen passten. Nur, weil Rolf damals im schweren Unrecht war und infolgedessen ein Bruch ihren Namen mit kompromittiert hätte, hatte sie auf einer Versöhnung bestanden. Aber anders jetzt. Ihr Sohn hatte sich seit fast Jahresfrist — so weit sie es beurteilen konnte — tadellos geführt und sich seiner Braut gegenüber korrekt benommen. Wenn also jetzt, in ruhiger, klarer Überlegung, nur im beiderseitigen Interesse, still, ohne jedes Aufsehen, die Verlobung zurückging, so konnte das auf Rolf und ihr Haus keine ernsten Schatten werfen. Er hatte ganz recht, lieber jetzt einen kurzen Schmerz, als ein verpfuschtes Leben, als eine gezwungene Ehe, die weder Gott noch Menschen wohlgefällig war. Dazu kam dann noch — und nicht an letzter Stelle — dass Frau Simmert selber von Lotte nicht viel hielt und ihr jenes unehrerbietige Benehmen damals in ihrem Hause trotz ihrer Abbitte nie hatte verzeihen können. Und so hatte Rolf denn, nach

ernsten Ermahnungen, die Genehmigung der Mutter erhalten, den befreienden Schritt zu tun.

Ah! Das war ein Augenblick gewesen! Simmert wäre seiner „alten Dame“ am liebsten um den Hals gefallen, so überglücklich machte ihn das Gefühl, die so lange schon verhassten Fesseln plötzlich von sich gleiten sehen. Aber dieser ungewöhnliche, freudige Zärtlichkeitsausbruch wäre der Mutter am Ende doch etwas unpassend und verdächtig vorgekommen; so setzte denn statt dessen Simmert eine durchaus würdige Leichenbittermiene auf, murmelte etwas von dem letzten schweren Schritt, der ihm noch zu tun übrig bliebe — er meinte den Absagebrief an Charlotte Gerting — und zog sich dann mit gemessenem Schritt zurück. Aber draussen wurde sein Gang eilig, und sein Gesicht wurde strahlend, wie es jetzt noch war. Jetzt nur schnell hinüber in sein Zimmer, dass die Nachricht an Melitta noch zurecht kam!

Eilends hatte er ein paar Zeilen aufs Papier geworfen: Ob das gnädige Fräulein ihm gestatte, sie zur heutigen Czardas-Probe bei Frau Professor Rickling gegen fünf abzuholen? Und ein Postskriptum noch — aphoristisch, nur ihr verständlich: „Der Wille hat sich stärker gezeigt als Schicksalszwang. — Interessiert es, näheres darüber zu hören, so dürfte man vielleicht schon ein Viertelstündchen eher eintreffen, zwecks gehorsamster Erstattung eines Referats?“

Dieses Schreiben hatte Simmert persönlich hin-

untergebracht und einem Dienstmann übergeben, der ihm die Antwort darauf sofort überbringen sollte. Eine halbe Stunde erregten Harrens, dann war das duftige, grüne Briefchen in seiner Hand gewesen.

„Meinen herzlichen Glückwunsch dem Sieger, der einem nunmehr beinahe ‚imponieren‘ (!?) könnte. Man ist jedenfalls nicht prinzipiell hiergegen abgeneigt und wird mit Interesse das eingehende ‚Referat‘ entgegennehmen. Da es draussen trocken und mild ist, könnte man vielleicht zu Fuss nach Sigmundshof zu Ricklings pilgern? Man darf daher gern noch ein paar Minuten eher kommen.

A bientôt

Ihre

M. D.“

Simmert jubelte innerlich auf: Nun durfte er hoffen! Zwischen den Zeilen da, die so ganz ihre, ihn reizende Eigenart spiegelten, las er Gutes genug für sich heraus. Freilich — natürlich —! sie konnte sich öffentlich ihm noch nicht geben — in derselben Minute, wo die andere verabschiedet wurde. Man würde eine angemessene Anstandsfrist abwarten müssen, sowohl Melittas wie seiner Mutter wegen, welche die Triebfeder seines Handelns ja nicht ahnen durfte. Aber, was hinderte sie, sich inzwischen schon immer heimlich anzugehören? Nichts! Melitta, wie er sie kannte, wie er unter heissem Herzklopfen wünschte und hoffte, würde sich nun, wo er ihr ge-

zeigt hatte, welch' Opfer er für sie bringen konnte, nicht in backfischmässiger Prüderie dagegen ängstlich sträuben, ihm jetzt schon insgeheim ihr Herz zu schenken.

Ach, wie wunderbar reizvoll, wie prickelnd musste aber gerade so ein heimliches Herzens-Verhältnis mit einem Mädchen aus der ersten Gesellschaft sein! Er malte es sich mit glühender Phantasie aus: Wie er sie sehen würde unter den anderen, umschwärmt, umworben wie stets, wenn dann aus ihrem schönen, hochmütigen Gesicht lächelnd ihn plötzlich ein heimliches, heisses Aufleuchten der Augen vertraut grüssen würde, oder in einem unbewachten Moment ein Druck der wunderbar weichen Hand, deren Berührung ihn schon jetzt jedesmal erschauern liess. Und gar zu denken, dass er diesen feinen, stolzen Mund, diese sich so gern verächtlich kräuselnden Lippen heimlich küssen würde — er, als Herr und Herrscher dieses entzückenden, verführerischen Geschöpfes, das seinetwegen auf alle andern Bewerber verzichtete — ah, ganz toll konnte ihn der Gedanke machen!

Hätte er sie nur erst so weit! Er lechzte ja schon seit Wochen nach dem ersten atemraubenden Kuss, der seinen verzehrenden, wild-leidenschaftlichen Durst nach ihrer Person endlich, endlich stillen sollte. Ob er wohl heute schon —? Heute? Wo er eben erst sich aus den Banden Lottes frei machen wollte? Der Gedanke war ja toll, unverschämt — aber wozu war er Rolf Simmert, dessen Glück bei den

Weibern ja sprichwörtlich war! Und schliesslich, unter Melittas kaltem, abwehrendem Äusseren — darauf schwor er! — glühte ja doch auch menschliches Empfinden, das treibende Begehren eines temperamentvollen Weibes nach der Liebe und den Liebkosungen des Mannes. Also nur keck, keine falsche Schüchternheit! Ein dreistes Drauflosgehen, wenn man es nur geschickt anzufangen versteht, ist den Weibern noch immer lieber als ein schwächliches Anschmachten aus der Ferne! Der Weg führte sie ja am Tiergarten vorbei — wenn man da mal einen Seitenweg einschlug, durch die stillen, verschwiegenen Anlagen — ach, was! Es sollte, es musste ihm einfach gelingen. Sein musste heut' noch dieser wonnige, hochmütige Mund werden, oder er verdiente nicht, ein Mann zu sein! Und er drückte mit leidenschaftlicher Gebärde inzwischen immer ihren duftenden Brief an seine Lippen.

Dann ein Blick nach der Uhr: Gott sei Dank, nur noch zehn Minuten, dann war es Zeit zum Aufbrechen; dann ging es dem Glück entgegen!

Doch halt, was sollte das Pochen da eben? Zum Teufel, wer will was von ihm, gerade jetzt? Er ist einfach für niemanden zu sprechen!

Aber er ging doch zur Tür. Das Hausmädchen reichte ihm einen Brief hin, der eben angekommen war. Ein ungeduldiger Blick auf seine Adresse und seine Stirn runzelte sich: Der übliche Brief aus Jena! Lotte schrieb ja meist täglich, denn er hatte bisher ja noch immer ihr gegenüber notgedrungen

die Rolle des guten, braven Bräutigams gespielt. Na, Gott sei Dank, dass dieser widerwärtige Schwindel nun ein Ende hatte!

Mechanisch griffen seine Finger zu, um den Brief zu öffnen; aber da stutzte er: Nein! Wozu das noch? Es konnte ihm doch höchstens die Stimmung verderben. Fiel ihm ja aber gar nicht ein! Und ärgerlich, dass ihm gerade jetzt in seine rosigste Laune überhaupt dieses unbequeme Erinnerungszeichen hineingeflogen kam, warf er trotzig das Schreiben auf den Tisch.

Eine Weile ging er überlegend im Zimmer auf und ab. Ob er sich etwa gleich hinsetzte und in aller Eile ein paar Zeilen an Lotte hinwarf? „Ich hab' eingesehen, wir beide passen nicht zusammen. Warum sollen wir uns aber zeitlebens unglücklich machen? Also, dann lieber noch bei Zeiten Schluss! Wir wollen uns alle überflüssigen Worte sparen: Leb' wohl und nimm's nicht allzu schwer — Du wirst bei Deiner Jugend das bald überwinden und schon noch 'nen andern, den richtigen Mann für Dich finden!" — Kurz und bündig, es war vielleicht so am besten! Es wären wenigstens seine ehrlichen Gedanken gewesen, die er jetzt im Augenblick hatte. Wozu erst lange sentimentale Redensarten, die ihm doch nicht von Herzen kamen und die Sache auch nicht besser machten?!

Einen Moment war er fast entschlossen und wollte schon zur Feder greifen: Dann hatte er's wenigstens hinter sich und konnte schon als ein ganz

Freier zu Melitta gehen. Aber halt, das ging doch nicht! Im Interesse einer recht glatten Abwicklung der Affaire musste er einen feinen, diplomatischen, nach allen Richtungen gedeckten Rückzug antreten. Zu solchem gewichtigen Akt hatte er jetzt aber weder Zeit noch Lust. Morgen — da sollte die Geschichte in aller Ruhe und Gründlichkeit erledigt werden! Da wollte er Charlotte mit einem wohlüberlegten, traurig-ernst gestimmten langen Brief den Ring zurückschicken.

Ach so, den Ring! Richtig, den durfte er ja — um Himmelswillen! — heut' schon nicht mehr aufhaben, wenn er zu Melitta ging. Schnell zog er den Goldreif vom Finger und legte ihn mit dem Brief zusammen in ein Fach seines Schreibtisches. Ohne ein Gefühl innerer Bewegung schloss er dann den Schub zu; vielmehr griff er alsbald nach der Uhr: Na, Gott sei Dank, endlich so weit, dass er gehen konnte.

Mit einem freudigen Zittern der Erwartung fuhr er in seinen schon zurecht gelegten Gehpelz und eilends griff er nach Cylinder und Stock: En avant — mit frischem, frohem Mut! Nun ging's dem Glück entgegen!

XVI.

„Demnach erscheint der Wurmfortsatz ebenso wie z. B. die Schilddrüse in der Tat als eines jener rudimentären, verkümmerten, absolut zwecklosen Organe, die für den menschlichen Körper, anstatt nützlich zu sein, im Gegenteil eine Quelle schwerer Schädigung bilden. Das eine dieser Organe bringt oft die lebensgefährliche Blinddarmentzündung hervor, das andere die Kropfbildung, und in Verbindung damit den Kretinismus."

Diese Belehrung gab Hellmrich den Schülern der Oberprima, wo er heute den plötzlich erkrankten Professor Höff in der Anatomiestunde zu vertreten hatte. Dieser Unterrichtszweig war auf höhere Veranlassung neuerdings versuchsweise in den Lehrplan der Anstalt aufgenommen worden, sehr gegen den Wunsch des Direktors, der darin eine bedenkliche Gefährdung der Schüler in sittlicher wie religiöser Beziehung erblickte und ihn zudem nicht in Einklang mit den humanistisch-idealistischen Zwecken des Gymnasiums fand.

„Gestatten Sie, Herr Doktor, dass ich mir eine Frage erlaube?" fragte nach einer kurzen Pause

einer der Schüler, während Hellmrich die Kreidezeichnung an der Tafel auswischte. Er stand dabei der Klasse abgewandt; so konnte er nicht sehen, wie der Frager einen Moment vorher mit seinem Nachbar leise getuschelt hatte, während ein Grinsen ihre Gesichter überflog.

„Gewiss, fragen Sie nur immer, wenn Sie sich nicht ganz im Klaren sind. Das freut mich sogar," erwiderte Hellmrich, sich nach dem Primaner Grossmann, dem Frager, umdrehend. Dieser druckste eine Weile herum, als ob es ihm nicht ganz leicht werde, mit der Sprache herauszukommen, während ihn die ganze Klasse mit gespannter Erwartung anstarrte. Dann aber brachte er doch seine Interpellation glücklich zu stande:

„Wenn es solche absolut zwecklosen, ja geradezu gefährlichen, schädlichen Organe gibt, so steht das doch aber eigentlich in einem direkten Gegensatz zu der Lehre der Teleologie, wonach jede Einrichtung hier auf Erden einem höheren göttlichen Zweck dient und zur Erzielung einer harmonischen Weltordnung unumgänglich nötig ist."

Hellmrich horchte überrascht auf; zugleich bemerkte er aber auch, wie der Nachbar des Sprechenden nur mühsam ein schadenfrohes Lachen verbarg, und wie auch noch mehrere andere Schüler grinsend sich anblickten und dann die Köpfe versteckten. Es ging jene geheime Bewegung durch die Klasse, wie sie einer Schulsensation voranzugehen pflegt. Aha! Man wollte ihn hier also anscheinend zum Besten

haben oder aufs Glatteis locken. Aber nur ruhig geblieben. Diese Herrchen sollten sich in ihm irren!

„Wie kommen Sie darauf, Grossmann?“ fragte Hellmrich daher zunächst kurz und streng. Der junge Mensch wurde bei dem scharfen Ton und dem festen Blick des Lehrers nun doch etwas verlegen und erklärte ziemlich schüchtern:

„Wir haben das gerade in der Religionsstunde gehabt, und da dachte ich — es kam mir das gerade so in den Kopf.“

In der Tat hatte eben erst in der letzten Stunde der Direktor mit Aufwand seines ganzen orthodoxen Fanatismus den Schülern eingepaukt, dass selbst das geringste Staubkörnchen einem bestimmten nützlichen Zwecke im Schöpfungsplan diene und von Gott wohlweise gerade an seinen Platz gestellt worden sei, wo es unentbehrlich sei und durch kein anderes ersetzt werden könne, wie schwer, ja unmöglich es auch häufig sei, das gleich immer einzusehen.

Hellmrich schwankte einen Augenblick, was er tun sollte — den übermütigen Interpellanten in schneidiger Weise kurz abfertigen oder auf das heikle Thema wirklich eingehen? Das erstere wäre jedenfalls das Bequemere gewesen, aber dann hätten die Bengel da glauben können, er hätte sich nicht anders aus diesem Widerspruch herauszuhelfen gewusst oder hätte es vielleicht nicht gewagt. Denn der Religionslehrer, der ihnen diese theologische Maxime mit aller seiner wuchtigen Autorität beigebracht und

schliesslich sicherlich als ein unanfechtbares Dogma hingestellt hatte, war ja kein Geringerer als der Herr Direktor selbst. Und der Schulmonarch war ebenso sehr gefürchtet wie gehasst wegen seiner unerbittlichen Strenge, ja oft jähzornig aufbrausenden, fast brutalen Art, mit der er jede Auflehnung gegen seine Gebote ahndete. Den Schülern konnte es natürlich auch nicht entgehen, dass die meisten der Lehrer in einer sehr dienstbeflissenen, fast ängstlichen Weise dem Willen des Allgewaltigen nachkamen und selten eine feste, eigene Meinung ihm gegenüber zu vertreten wagten. So mochte es denn die Herren Primaner jetzt heimlich doppelt kitzeln, einmal zu sehen, wie sich wohl der junge Kandidat — sonst ja ein ganz beliebter, schneidiger Herr — den öffentlich proklamierten Lehrsätzen des Direx gegenüber verhalten würde.

Hellmrich fühlte das alles wohl heraus, und eine innere Stimme warnte ihn, klug zu sein und sich hier nicht durch knabenhaften Übermut auf gefährlichen Boden locken zu lassen. Aber noch viel stärker sprach etwas anderes in ihm: Wie? Sollte er hier vor den Augen dieser Jungen feige zurückweichen und wie die andern Kollegen vorsichtig und unterwürfig vor dem gefürchteten Schultyrannen zu Kreuze kriechen? Nein, alles empörte sich in ihm dagegen. Umsomehr, wenn er daran dachte, wie wenig ihn damals der Direktor bei der Mimicry-Affaire vor den Schülern geschont hatte. Aber ein viel Höheres noch drängte ihn zum

Sprechen. Es zuckte ihm in jeder Fiber, sich gegen die Lehren dieses gewalttätigen Zeloten zu erheben, der auch diese jungen Gemüter bereits in starre, dogmatische Schranken zwingen und die hehre Wahrheit der wissenschaftlichen Forschung als Blendwerk hinstellen wollte. Und laut weg über die vorsichtig mahnende Stimme in seiner Brust tönte ihm plötzlich ein markig-kraftvolles Wort, das er sich einst voll glühender Begeisterung als junger Student selbst als stolzes Leitwort gekürt und den Schülern dieser Anstalt mahnend zugerufen hatte: „Die Wahrheit erforschen und sie frei bekennen, unbekümmert um alle Folgen, das sei unsere Losung!" Ja, bei Gott, er wollte jetzt, wo es darauf ankam, kein Feigling sein. Die Wahrheit über alles! — Und so sprach er, die hell aufleuchtenden Blicke durchdringend auf den Frager richtend:

„Ich weiss zwar sehr wohl, lieber Grossmann, aus welchem Motiv heraus Sie fragen, — und Sie haben gerade keinen Grund, sehr stolz auf diese Ihre Gesinnung zu sein" — der lange Primaner wurde puterrot und blickte verwirrt vor sich hin — „aber dennoch will ich Ihre Frage so beantworten, als ob sie ernst gemeint wäre. Es sind doch vielleicht hier einige, die wirklich infolge meiner Worte vorhin von inneren Bedenken befallen worden sind. Für die spreche ich jetzt hier" und er liess seine Blicke nun über die Schüler hinstreichen, die mit hochgespanntem Interesse und wirklichem Respekt auf den jungen Lehrer sahen, der ihnen mal wieder mit seiner

feinen, aber sehr wirksamen Abkanzlung des Mitschülers mächtig imponiert hatte. — „Wenn Ihnen das, was mir hier eben entgegengehalten wurde, in der Religionsstunde gelehrt worden ist, so hat man Ihnen damit doch nur die persönliche Auffassung einiger Theologen vorgetragen, die sich nachher weitere kirchliche Kreise und Autoritäten zu eigen gemacht haben. Aber das sind doch keineswegs göttlich offenbarte Glaubenswahrheiten, die ein jeder als guter Christ zu glauben verpflichtet wäre. Die moderne Wissenschaft hat jedenfalls mit den unwiderleglichen Resultaten ihrer Forschungen, die auf klar wahrnehmbaren, untrüglichen Beobachtungen beruhen, bewiesen, dass in der Welt sehr viel Dinge und Einrichtungen vorhanden sind, die absolut nichts weniger als gut und nützlich sind, sodass im Ernste wohl nicht von der vollkommensten aller Welten gesprochen werden kann. Ich will Ihnen das nicht im einzelnen nachweisen. Es mögen Ihnen aber die beiden von mir eben erwähnten Beispiele zum Beweise genügen. Im übrigen aber brauchen wir natürlich, auch wenn man nicht in jedem einzelnen Falle eine direkte Offenbarung der göttlichen Weisheit und Vorsehung erblicken will, doch keineswegs an deren Walten zu zweifeln. Trotz aller wissenschaftlichen Feststellungen bleibt sehr wohl die Tatsache einer göttlichen Weltordnung bestehen, nur muss man sich eben vorstellen, dass Gott der Welt, wie ja auch dem Menschen, einen gewissen Spielraum zur Betätigung der ihr verliehenen selbstschöpferischen

Naturkräfte eingeräumt hat. Sie sehen also, dass sich auch dieser anscheinende Konflikt schliesslich bei einer besonnenen Betrachtung befriedigend lösen lässt."

So schloss Hellmrich seine Aufklärung und glaubte damit noch ein übriges getan zu haben. Er hatte ja durchaus, was gar nicht seines Amtes war, den religiösen Standpunkt verteidigt und nur die Vernunftwidrigkeiten einer gar nicht in die Schule gehörenden Orthodoxie zurückgewiesen, die sich dem Unterricht auf vielen Gebieten geradezu als hinderlich und feindselig erwies.

Trotzdem aber ging Hellmrich an diesem Tage ziemlich erregt aus der Schule nach Haus. Die Sache ging ihm doch sehr im Kopf herum; denn wieder einmal war ihm ja heute in empfindlichster Weise der verhasste Einfluss des Schulleiters zum Bewusstsein gebracht worden, und nun hatte er sich hinreissen lassen, etwas zu tun, was ihn in den schärfsten Gegensatz zu dem Lehrprogramm, ja zu der persönlichen Autorität des Direktors gebracht hatte. Seit jenem ersten Konflikt mit Direktor Höpfner hatte Hellmrich es im Interesse seiner Zukunft tunlichst vermieden, sich im Unterricht überhaupt auf die Erörterung von Fragen einzulassen, die ihn in ähnliche Schwierigkeiten hätten bringen können. Aber dieses ängstliche Ansichdenken, das plötzliche Abbrechen an Punkten, wo er sich gern ausgesprochen hätte, das direkte Verschweigen der Wahrheit — es war ihm im Laufe der Zeit immer unleid-

licher geworden, es hatte ihm die Lust zu seinem Beruf völlig verdorben.

Nur mit äusserster Selbstüberwindung hatte er übrigens trotz alledem einen abermaligen ernsteren Zusammenstoss mit dem Direktor vermieden — von den kleinen Schurigeleien, die er stillschweigend über sich ergehen liess, ja ganz zu schweigen. Denn wiederholentlich hatte Direktor Höpfner bei einer Versammlung des Lehrerkollegiums seinen religiösen Standpunkt entwickelt und die Herren ausdrücklich dazu ermahnt, ihm zur Seite zu stehen bei dem grossen Werke, in unserer schlimmen Zeit der Glaubenslosigkeit und Unsittlichkeit in der heranwachsenden Jugend wieder echte Frömmigkeit gross zu ziehen. Daran könnte und müsste aber ein jeder der Herren an seinem Teil mitarbeiten. Nicht etwa bloss die Religionsstunde sei dazu da, nein, auch in jeder anderen Stunde böte sich die Gelegenheit, in passender Anknüpfung hinzuweisen auf das Wirken der göttlichen Allmacht. Die Schüler müssten eben merken, dass sie auf Schritt und Tritt sich dem Walten der Gottheit gegenüber sähen, dass auch im Kleinsten und Unscheinbarsten sich schliesslich der erhabene Gottesgedanke dem gläubigen Menschen offenbare. So möchten doch die Herren jede Unterrichtsstunde für verloren erachten, wo sie nicht wenigstens einmal den Gottesgedanken in den Schülern gekräftigt hätten. Nur auf diese Weise wäre das hohe Ziel zu erreichen, in dessen Dienst sich doch ernste, christliche Männer, denen der Staat

die Erziehung seiner Jugend anvertraut habe, in allerester Linie stellen müssten. — Hellmrich hatte diesen Sermon jedesmal mit aufsteigendem heissen Ingrimm angehört: Die wissenschaftliche Wahrheit zu knebeln, die diensteifrigen Knechte fanatischer Pfaffen zu spielen, das mutete man ihnen zu, Männern der Wissenschaft, die doch einst bei ihrem Doktoreid gelobt hatten, die Wahrheit frei zu erforschen und zu bekennen! Legte denn keiner von ihnen flammenden Protest dagegen ein? Aber nein! Alle die älteren Kollegen, Professoren und Oberlehrer, schwiegen still. Man hörte wortlos die Ausführungen des Vorgesetzten an. Man dachte sich wohl sein Teil dabei, aber man schwieg respektschuldigst. Da konnte er als der Jüngste natürlich nicht so anmassend sein, ihren Wortführer zu machen. So hatte denn auch Hellmrich jedesmal stillschweigend dagesessen; aber von Mal zu Mal schwoll sein Grimm gegen den verhassten Frömmler, dem er untergeben war.

Es war am Tag nach der Anatomiestunde. Hellmrich wollte sich eben im Garderobenraum neben dem Konferenzzimmer die Hände waschen, um nach Hause zu gehen — er war heute vormittag schon um elf Uhr mit seinen Stunden fertig — als der Kastellan an die Tür klopfte und eintretend mit seinem üblichen, verbindlich - devoten Lächeln eine Empfehlung vom Herrn Direktor ausrichtete, und der Herr Doktor möchten doch gleich einmal zum Herrn Direktor aufs Amtszimmer kommen. Aha,

da würde es wieder einmal etwas setzen! Hellmrich kannte diese Citationen schon zur Genüge. Aber warum diesmal? Natürlich, sein gestriger Exkurs in der Oberprima hätte ja mehr als hinreichend Anlass zu einem hochnotpeinlichen Verhör geboten, aber wie sollte der Direktor von diesem Vorkommnis etwas wissen?

Einige Minuten später trat Hellmrich bei dem Schulleiter ein, ihn mit einer kurzen Verneigung stumm begrüssend. Bei seinem Anblick erhob sich der Direktor mit einer an ihm ungewohnten Behendigkeit und fuhr ihn sofort aufs schärfste an:

„Ppp, da sind Sie ja! — Sagen Sie, was soll das? Lejen Sie's auf ein Renkontre mit mir an? Wollen Sie mir die Autorität systematisch abjraben? Oder was sonst? Ich bin ja nun nachjerade von Ihnen schon manches jewöhnt, aber das setzt doch allem die Krone auf! Ich möchte ja beinahe an Ihrer jesunden Überlegung zweifeln."

Hellmrich stieg eine heisse Röte ins Gesicht. Das war ihm zu viel! Zitternd vor Entrüstung über diesen Empfang wehrte er sich gegen eine solche unerhörte Behandlung:

„Herr Direktor, ich weiss noch nicht, was Sie mir zur Last legen. Aber, was es auch sei, ich muss ebenso dringlich wie höflich bitten, sich eines anderen Tones mir gegenüber zu bedienen. Sie sprechen nicht zu einem Schüler, Herr Direktor!"

„Ppp!" Wütend fauchte Direktor Höpfner ihm

ins Gesicht; doch dann besann er sich darauf, dass er in der Tat zu weit gegangen war.

„Sie — Sie wissen nicht, was ich meine? Ausjezeichnet! Also scheinen solche skandalöse Dinge wie jestern bei Ihnen ja tagtäglich, wohl in jeder Stunde vorzukommen! Wie? — Was?"

„Jch muss bitten, Herr Direktor, mir deutlich sagen zu wollen, um was es sich handelt," bestand Hellmrich kühl auf seinem Wunsch; er wusste ja, dass er den Direktor damit am meisten reizte. In der Tat schossen nun aus den grau-grünen Augen des Schultyrannen die giftigsten Blitze zu ihm hinüber. Doch musste er ihm schliesslich den Willen tun.

„Gut, so will ich Ihrem Jedächtnis nachhelfen! Sie haben jestern in der Oberprima vor den Schülern grundlegenden religiösen Lehren widersprochen, die *ich* persönlich der Klasse vorjetragen habe; Sie haben meine Person, die Autorität meines Lehramtes, des Leiters der Anstalt, damit auf unerhörte, unkollegiale, jeder Subordination jeradezu hohnsprechende Art geschädigt, Sie haben den jungen Menschen Zweifel in die Seele jeimpft, ihnen am Heiligsten was sie haben, an den Grundlagen ihres christlichen Glaubens jerüttelt! Ja, Herr, das haben Sie getan! Mit kaltem Blut, mit voller Überlegung! — Oder soll ich etwa, zu Ihrem eigensten Besten annehmen, dass Sie in einer Anwandlung jeistiger Trübung jehandelt haben?"

Hellmrich wurde bleich.

„Das alles, Herr Direktor, was Sie mir da eben vorwerfen, das habe ich nicht getan!“ rief er im Innersten erregt. „Aber gestatten Sie mir vor allem eine Frage: Aus welcher Quelle schöpfen Sie Ihre Kenntnis, woher wissen Sie das?“

„Ppp! Das jehört ja gar nicht zur Sache!“ schnitt ihm der Direktor von oben herab das Wort ab. „Erst verantworten Sie sich jefälligst auf meine Anklagen, — wenn Sie wirklich noch die Stirn dazu haben sollten!“

Wieder diese unverschämte Schulmeisterei! Das peitschte Hellmrich das Blut in die Schläfe. Und dann ein Argwohn: Es ging in der Schule — auch den Lehrern nicht unbekannt — ein Gerücht umher, dass der Direktor ein regelrechtes Spioniersystem eingerichtet, in allen Klassen unter den Schülern eine Vertrauensperson habe, die er direkt oder durch einen Mittelsmann darüber aushorche, was etwa irgendwie Ungehöriges in der Klasse passiere. So wurden wenigstens gewisse überraschende Entdeckungen des direktorlichen Polizisten von den Schülern erklärt. Sollte nun etwa gar — Hellmrich schwindelte es ordentlich bei dem Gedanken — dieser Spionage- und Überwachungsdienst durch Schüler auch auf die Lehrer ausgedehnt werden?!

„Herr Direktor, ich ersuche dringend um Mitteilung, durch wen Sie von dem Vorfall wissen,“ forderte Hellmrich. Seine Stimme zitterte heftig vor Erregung. „Ich müsste sonst annehmen, dass Ihr Wissen aus einer Quelle stammt, die es unter meiner

Würde erscheinen lassen würde, überhaupt ein Wort auf diese Anschuldigung zu erwidern!“

„Herr, ich lasse mir keine Erklärungen abpressen! — Verstehen Sie?“ herrschte ihn der Direktor, in dem der gefürchtete Jähzorn losbrach, hochrot im Gesicht, an. „Aber jetzt verlange ich von I h n e n Aufklärung. Was soll das eben hier heissen?“ Und drohend trat er einen Schritt auf Hellmrich zu.

„Das soll heissen,“ erklärte mit schneidender Stimme Hellmrich, und er fühlte, wie ihm die Zornader dick auf der Stirn aufquoll, „dass ich es verschmähe, auf Anschuldigungen zu erwidern, die durch einen Spion aus dem Schülerkreis Ihnen zugetragen worden sind.“

„Was? Sind Sie von Sinnen? Wollen Sie sich denn um Kopf und Kragen reden?“ Mit ganz blau gewordenen Lippen schrie es der Wutbebende, der aussah, als könne ihn jeden Augenblick der Schlag rühren. Aber Hellmrich war nun alles gleich geworden. Er musste jetzt reden, mochte da kommen, was wollte.

„Und wenn es mir wirklich Kopf und Kragen kostete — aber Gott sei Dank geht ja Ihre Macht nicht ganz so weit — ich kann nicht länger diesen Zustand entwürdigender geistiger Unterdrückung ertragen, den Sie in Ihrer Anstalt bei Schülern wie Lehrern herbeigeführt haben —“

„Herrr!“ Aber ehe der völlig fassungslose Schulleiter noch andere Worte gefunden hatte,

schleuderte ihm Hellmrich seine Anklagen weiter ins Gesicht:

„Jawohl, eine geistige Unterdrückung, die jede Arbeitsfreude lähmt; ein Verleugnen der Wahrheit, das jedem überzeugungstreuen Menschen zum Ekel werden muss! Und mir ist es mehr als zum Ekel geworden! Selbst verachten müsste ich mich, wenn ich noch länger zu diesem unwürdigen Treiben meine Beihilfe, wenn auch nur notgedrungen —“

Der kirschrot im Gesicht gewordene Direktor rang, fast erstickend, nach Luft. Seine Hände fuchtelten wild in der Luft herum, und die Rechte nach der Tür streckend, stiess er hervor: „Genug — geh'n Sie!“

„Jawohl, ich gehe,“ erwiderte Hellmrich, sich zum Ausgang wendend, „ich wäre auch ohnedies gegangen. Denn ich habe Ihnen nichts weiter zu sagen.“ Und ohne Gruss ging er aus dem Zimmer.

XVII.

Der Auftritt im Amtszimmer des Direktors hatte, wie nicht ausbleiben konnte, schwerwiegende Folgen gehabt. Noch am selben Tage, noch ganz unter dem Eindruck der aufregenden Szene, im tiefsten Innern leidenschaftlich aufgewühlt, hatte sich Hellmrich hingesetzt und dem Provinzialschulkollegium seinen Austritt aus dem Amt mitgeteilt. Er beeilte sich so, denn er wollte nicht, dass man ihm den Stuhl vor die Tür setzte. In seiner aufgeregten, überreizten Gemütsverfassung glaubte er ja nicht anders, als dass nun nach diesem Auftritt mit seinem Vorgesetzten seine Karriere für immer ruiniert sei. Man würde ihm wegen schwerer Insubordination einfach die Qualifikation zur Ausübung des Lehramtes absprechen. Und Direktor Höpfner hatte sich vielleicht jetzt schon beim Schulrat melden lassen, um die Disziplinaruntersuchung gegen ihn zu veranlassen. Da hiess es, das Prävenire spielen! So hatte er denn in einem sofort abgesandten Einschreibebrief bei der zuständigen Behörde um seine Entlassung aus dem Staatsdienst nachgesucht. Gleichzeitig hatte er Direktor Höpfner ganz kurz von diesem Schreiben in Kenntnis gesetzt und ihm zugleich mitgeteilt, dass er

sich auf Grund der heute ihm widerfahrenen Behandlung genötigt sei, seine Tätigkeit an der Anstalt sofort einzustellen.

So war denn der entscheidende Schritt geschehen. Hellmrich war aus der Schullaufbahn ausgeschieden, er hatte damit auf die staatliche Anstellung verzichtet — er war nun ohne Beruf und vorläufig ohne jede Aussicht auf eine anderweitige Stellung.

Diese Tatsache lastete mit wuchtiger Schwere auf Hellmrichs Seele. Und dazu kam bald noch ein nagendes Gefühl der Reue, dass nur er allein in einer überhitzten Auffassung der Lage sich all' das Unglück angerichtet hatte. Durch eine Unterredung mit Professor Pflog, seinem alten, väterlichen Freund, der am dritten Tage nach dem Vorfall in einer Konferenz von dem Ausscheiden Hellmrichs Kenntnis erhalten hatte und nun in freundschaftlichem Interesse sich sofort zu dem jungen Kollegen persönlich bemüht hatte, war Hellmrich belehrt worden, dass trotz des schweren Konflikts mit dem Direktor doch wohl keineswegs eine Amtsentsetzung Hellmrichs zu befürchten gewesen wäre. Er wäre wohl mit einem disziplinarischen Verweis davon gekommen, und man hätte ihn nur im Interesse der Disziplin an eine andere Anstalt überwiesen. Denn auch der Direktor hätte sich ja nicht einwandsfrei benommen, und er sei so wie so oben nicht zum allerbesten angeschrieben, denn es seien schon zahlreiche Beschwerden aus dem Elternkreise, darunter von

mehreren höheren Staatsbeamten, wegen mancher Macht-Übergriffe von seiner Seite eingelaufen. Es sei also jammerschade, dass Hellmrich so übereilt gehandelt habe.

Das hatte natürlich Hellmrich aufs tiefste betroffen. Er zermarterte sich nun mit Selbst-Vorwürfen, und die Mutter tat das Ihre dazu, seine seelische Gebrochenheit vollkommen zu machen: Nun habe er es glücklich mit seinem Starrsinn, mit seiner ewigen Streitsucht, so weit gebracht, dass er brotlos dastehe — ein halbes Jahr vor Ablauf seiner Probezeit, wo er nun so bald fest im Amt, mit einem gesicherten Einkommen hätte sitzen können. Das sei also die Frucht unsäglicher Opfer! Dazu habe man ihn viele Jahre lang studieren lassen und den letzten Pfennig hergegeben, damit er nun alle Mühe und Sorgen so danke! O, er richte sie allesamt zu Grunde mit seinem Eigensinn, mit seiner Leidenschaftlichkeit!

Hellmrich fühlte sich zu elend und auch zu sehr im Unrecht, um sich gegen diese aufgeregten Anklagen der nun wieder in schwerste Existenzsorgen gestürzten Mutter zu verteidigen. Nur seine treue Helferin, Schwester Lisbeth, fiel weinend der Mutter um den Hals, wenn sie den Bruder dann so stillschweigend, nur mit einem unsagbar traurigen Leidensblick, hinausgehen sah. Die Mutter möchte ihn doch schonen; er sei ja schon so innerlich zerstört, und, was er getan habe, das sei doch im Grunde aus einem Gefühl ehrlicher Entrüstung gegen

schmähliche geistige Unterdrückung geschehen. Aber die tiefgereizte Frau schalt auch die Tochter: Gewiss, sie solle nur dem Bruder noch die Stange halten und ihn noch immer mehr bestärken in seiner Starrköpfigkeit! Aber, sie wisse ja längst, dass sie von ihren ältesten Kindern nicht mehr verstanden und respektiert würde. Und sie brach in leidenschaftliches Schluchzen aus, das die Tochter, selber tief unglücklich, sich vergeblich zu stillen bemühte. So spielte sich fast Abend für Abend in trostloser Weise im Hellmrichschen Hause ab.

Auch noch andere bitterernste Folgen des Schulkonflikts stellten sich bald ein, die die ganze Familie in Mitleidenschaft zogen. Die Eltern der Privatschüler Hellmrichs wagten nicht mehr, ihren Sohn der Hand des bei dem Schulmonarchen in tiefste Ungnade gefallenen, ja, wie es hiess „geschassten“ Lehrers, anzuvertrauen; sie kündigten ihm die Privatstunden, und so fiel denn im Budget der Familie eine beträchtliche Summe aus, mit der man seit längerer Zeit fest gerechnet hatte. Dass Frau Hellmrich hierüber ganz verzweifelt wurde, war bei ihrem Nervenzustand nur natürlich, und um so schonungsloser tadelte sie jetzt den Leichtsinn ihres Sohnes, der erst vor ein paar Wochen für den verbummelten Liederjahn aus Jena — sie meinte Heinz Rittner — seine ganzen Ersparnisse, fast 200 Mark, hergegeben hatte, um ihn nach Amerika zu spedieren.

Wenn Hellmrich auch alles stillschweigend er-

trug, das verwundete ihn doch zu tief, dass ihm jetzt auch noch eine gute Tat vorgeworfen wurde, die er zur Rettung eines Menschenlebens getan, und zu einer Zeit, als er seine eigene jetzige Notlage ja noch gar nicht ahnen konnte. Und gereizt sprach er gegen die Mutter, indem er doch wenigstens Gerechtigkeit von ihr verlangte und ihre kränkenden Worte über Rittner zurückwies. Diese „Störrigkeit" des Sohnes, der nach ihrer Meinung allen Grund zur tiefsten „Zerknirschung" hatte, erbitterte aber die krankhaft gereizte Frau nur noch mehr, und ihr Verhältnis zu ihm wurde damit immer trauriger.

Hellmrich, der seine Mutter innig liebte und sich den Seinen gegenüber im stillen schon schuldbewusst genug fühlte, litt unsagbar unter dem allem. Und als so Wochen auf Wochen unter fortwährendem Grübeln über das Geschehene hingingen, ohne dass sich ein Hoffnungsschimmer zeigte, da rangen sich unter bitteren Schmerzen allmählich Anschauungen und Entschlüsse in seinem Inneren durch, die bisher seinem Wesen fremd waren: Wie sehr sich auch sein ganzes Empfinden immer noch dagegen sträuben wollte, er musste doch erkennen, dass der Mensch nun einmal nicht stets seinen Impulsen nachgeben darf, und seien sie noch so edel. Ein vollkommenes Verwirklichen seiner Ideale, ein nie abweichendes Beharren auf seinen Grundsätzen — es war nun einmal nicht denkbar, wenigstens nicht für Menschen, die in Abhängigkeit von anderen waren. Das Leben war offenbar nur eine Reihe von Kom-

promissen, und es ergab sich gar häufig ein Konflikt der Pflichten, wo zumeist die Pflicht gegen andere, die auf einen angewiesen waren, die höhere und ausschlaggebende sein musste. Wenn er mit dieser, nun in schwersten Seelenkämpfen errungenen Erkenntnis rückwärts schaute, in sein Leben, so musste er sich sagen: Er hatte oftmals gefehlt in seinem Jugendwahn, dass es das oberste Gesetz sei, stets zu tun, was im Moment das Herz eingab. Sich beherrschen zu lernen, dem Verstand zu gehorchen, sich schweigend in die Verhältnisse zu schicken — es war oft schwerer, als den Mund mit dem Herzen durchgehen zu lassen; es war die Art des wirklich gereiften Mannes, und er musste mit aller Kraft nach dieser Reife streben, wollte er im Lebenskampf bestehen. So stählte sich unter den schweren Schlägen des Schicksals seine bisher immer noch jugendlich weiche, schnell entflammbare Seele zu der des gesinnungsvollen, aber verständig abwägenden und ruhig handelnden Mannes. — — —

Bei seinen vielfachen Versuchen, sich irgendwie wenigstens eine vorläufige Erwerbstätigkeit zu schaffen, war Hellmrich auch zu Professor Berndt gekommen, dem Physiker, seinem ehemaligen Universitätslehrer in Berlin, in dessen Laboratorium er auch die letzte Zeit vor seinem Examen wieder gearbeitet hatte. Er hatte damals Gelegenheit gehabt, diesem persönlich etwas näher zu kommen, namentlich dadurch, dass er ihm freiwillig bei gewissen Versuchen half, die der Gelehrte in Verfolg

einer ihn schon seit lange beschäftigenden Forschung anstellte. Dem Professor war damals die geschickte, sachverständige Hilfe Hellmrichs sehr willkommen gewesen. Im Vertrauen darauf hatte sich daher dieser jetzt zu Professor Berndt begeben und gefragt, ob nicht für ihn vielleicht eine Beschäftigung als Assistent möglich sei. Er hatte dabei offen von seinem Konflikt mit dem Direktor berichtet, und der ihm wohlwollend gesinnte Gelehrte hatte daraufhin versprochen, sein Möglichstes tun zu wollen. Im Moment sei allerdings keine Vakanz vorhanden.

Zu Ostern erhielt nun aber Hellmrich einen Brief des Professors, der ihm mitteilte, dass sein zweiter Assistent fortgehen wollte. Für den Posten sei allerdings nur ein geringer Betrag ausgeworfen; aber wenn Hellmrich damit fürs erste gedient sei, so würde er sich sehr freuen, ihn als Mitarbeiter zu gewinnen. Hellmrich griff ohne Besinnen zu. Freilich, wenn er bedachte, dass er nun, wo seine Probezeit gerade abgelaufen wäre, unter Umständen schon mit einem doppelt so hohen Anfangsgehalt hätte fest angestellt werden können, so erschien ihm diese Position und Bezahlung ja bitter. Aber er musste froh sein, dass er überhaupt eine Stellung gefunden, die ihn wenigstens seinen Lebensunterhalt selbst verdienen liess, obschon er damit für seine Familie kaum der Rede wert etwas beisteuern konnte.

So trat denn Hellmrich die Assistentenstellung an, und wenn sie ihn freilich auch materiell nicht

befriedigen konnte, so tat sie dies doch um so mehr in anderer Weise. Nun konnte er doch wieder ganz wissenschaftlicher Arbeit leben! Professor Berndt zog ihn in ehrenvoller Weise, in vollstem Vertrauen auf seine Tüchtigkeit und Verschwiegenheit, zu seiner grossen Forschungsarbeit heran und übertrug ihm die selbständige Untersuchung eines ganzen Gebietes von Erscheinungen. Es handelte sich um eine Forschung, um Versuche, die, wenn sie gelangen, geradezu bahnbrechend nicht nur auf physikalischem Gebiet sein mussten, sondern die auch eine Bedeutung für die medizinische Wissenschaft gewinnen konnten, welche in ihren gewaltigen Wirkungen noch gar nicht abzusehen war. Hellmrich gab sich mit vollstem Eifer dieser Arbeit hin, und seiner ausgesprochenen Begabung für diesen Zweig der Wissenschaft gelang es sogar, eine sehr schätzenswerte Verbesserung an einem der notwendigsten Versuchsinstrumente zu ersinnen, die Professor Berndt in der „Zeitschrift für experimentelle Physik“ unter sehr anerkennenswerten Worten für Hellmrichs wertvolle Mitarbeit anzeigte — eine Publikation, die den Namen des jungen Assistenten in den Kreisen der gelehrten Fachgenossen plötzlich bekannt machte. —

Ein Jahr war so dahingegangen, und nichts hatte sich im äusseren Leben Hellmrichs geändert. Auch kein Ereignis von grösserer Bedeutung hatte sich inzwischen im Kreise seiner Familie begeben. Doch ja — etwas war geschehen, das in das Seelenleben Hellmrichs tief hineingegriffen hatte.

Seine Mutter, deren Korrespondenz mit der Hofrätin Gerting nach der Beilegung jenes ersten Konflikts zwischen den Verlobten sehr ins Stocken geraten war, hatte über ein halbes Jahr lang nichts mehr aus Jena gehört, sodass man in Hellmrichs Haus allgemein glaubte, dass alles bei Gertings zum Besten stehe. Dass Simmert inzwischen auch Referendar geworden sei, wusste man, und so erwartete man eigentlich eines schönen Tages die Anzeige der Vermählung des jungen Paares zu erhalten.

Hellmrich hatte, nachdem der Zwist zwischen den Verlobten wieder beseitigt war, zwar erklärt, nichts mehr von Lotte hören zu wollen. Es war ihm damals als ein Zeichen von Charakterlosigkeit erschienen, dass sie nach dem Vorgefallenen Simmert noch weiter ihre Liebe schenken konnte. Aber trotzdem war Charlotte für ihn in Gedanken keineswegs tot. Gar oft ertappte er sich darüber, sich Lotte als junge Frau vorzustellen, wie sie im Hause schaltete und waltete, und wenn er dann ein Bild reizvoller Anmut und lockenden häuslichen Behagens vor sich sah, dann zeigte ihm ein weher Schmerz im tiefsten Herzen, dass er sie noch immer nicht vergessen hatte.

Da war nun eines Tages, ganz unerwartet, wieder einmal ein Brief der Hofrätin an Frau Hellmrich eingetroffen. Sie hatte darin die alte Freundin herzlich um Verzeihung gebeten für ihr langes Schweigen; aber es sei zu viel auf sie eingestürmt, und sie habe am liebsten über all das Traurige zu niemandem sprechen mögen. Aber mal müsse Henriette es ja

doch erfahren, was geschehen sei, und so wolle sie ihr denn heute alles mitteilen: Lotte sei nicht mehr verlobt. Kurz vor Weihnachten, gerade während ihr ahnungsloses, unglückliches Kind Tag und Nacht emsig an einer wundervollen Chaiselongue-Decke für ihren Verlobten gestickt habe, hätte ihr dieser ganz unvermutet, ohne jeden Anlass, den Ring zurückgeschickt!

Sie seien alle wie vom Schlage gerührt gewesen, so völlig unerwartet sei das gekommen. Noch ein paar Tage vorher hatte er ja erst an Lotte geschrieben, aufmerksam, voll zärtlicher Liebesversicherungen — wie überhaupt immer seit jenem Konflikt vor Jahr und Tag. Und nun auf einmal das! Sie hätten es ja gar nicht glauben können, wenn es da nicht schwarz auf weiss in seinem Brief gestanden hätte, dass sie nicht zusammenpassten, dass er sich in seinen Gefühlen getäuscht habe. Er könne Charlotte keine wirkliche Liebe, er könne ihr das Glück nicht bieten, das ein so herzensgutes, liebes Geschöpf wie sie verdiene. Und da wolle er als ehrlicher Mensch nicht sie und sich selbst länger täuschen, er wolle sie nicht beide unglücklich machen! Deshalb schicke er ihr, wenn auch blutenden Herzens, den Ring wieder und bäte um seine Freiheit.

Lotti, das unglückselige, arme Geschöpf, sei völlig zusammengebrochen unter diesem brutalen Schlage; sie habe die erste Zeit wirklich gezweifelt, dass ihr Kind das überstehen würde. Dazu hatte sie also damals dem Verlobten alles verziehen

und vergessen, dass er nun kaltherzig sich von ihr abwandte! Wochenlang habe sie keine Nahrung zu sich genommen und sei nicht aus dem Hause gegangen; denn ihr todwundes Herz hätte die mitleidslosen oder gar schadenfrohen Blicke der Mitmenschen nicht zu ertragen vermocht. Und auch später, als sie das Allerschwerste überwunden, — es habe ihr allerdings ein Stück Lebenskraft und Jugend gekostet — habe sie hartnäckig erklärt, dass sie in Jena nicht bleiben könne. Sie müsse, solle sie das Leben noch weiter ertragen können, hinaus, weit weg, wo sie niemand kenne, und sie müsse Arbeit haben, um sich zu betäuben.

Alles Zureden habe nichts geholfen, und so habe sie denn ihre Lotti, ihr Herzenskind, mit seinem Leid allein in die Welt hinausziehen lassen müssen. Sie habe sie nach Leipzig auf ein Seminar gebracht, wo sich Lotti auf das Lehrerinnen-Examen vorbereiten wollte. Da sässe nun das arme Geschöpf jetzt bald ein halbes Jahr, einsam und verlassen in der Fremde und quäle sich den müden Kopf mit Dingen ab, mit denen sie sich seit ihrer Schulzeit nicht mehr abgegeben habe — sie, früher der umschwärmte, verhätschelte Liebling der Gesellschaft, die einst so vielbeneidete Braut mit einer glänzenden Zukunft! O, es könnte einem das Herz zerreissen! Aber Lotte ertrüge ihr Schicksal wie eine Heldin, ohne jemals mit einem Worte zu klagen. Von früh bis spät sässe sie über ihren Büchern. Sie habe einen eisernen Willen, alle Schwierigkeiten zu überwinden

— wie sie ihn dem zarten Geschöpf niemals zugetraut hätte — und habe nur noch den Ehrgeiz, das Examen rechtzeitig zu erreichen. —

Das also war aus Lotte geworden!

Mit tiefer Bewegung hatte Hellmrich ihr Schicksal vernommen. Wie leid, wie unendlich leid tat sie ihm! Wie schnitt es ihm in die Seele, dass sie nun, in ihrer fröhlichen, lachenden Jugendlust gebrochen — o, wie strahlend, wie bezaubernd war sie doch in ihrem taufrischen Jugendreiz gewesen! — langsam dahinwelken, frühzeitig altern sollte über ihren verstaubten Büchern und später in der Tretmühle des Unterrichts. Arme Lotte! Was sie ihm auch getan, es war jetzt vergessen — nichts als ein namenloses Mitgefühl, eine brüderliche Liebe zu der Unglücklichen beseelte ihn. Nun war sie ihm ja im Leid so verwandt geworden! Sie wie er — sie beide trugen nun an einem stillen Schmerz, der nie vernarben würde; sie beide gingen einen Dornenweg im Leben, aber nicht wie kleinmütig Verzagte, sondern aufrecht und stark. Was sie getroffen, aus eigener Schuld oder Schicksalsfügung, sie wollten es mit Fassung ertragen, wollten Trost und Lebenszweck suchen in ehrlicher, stillen Frieden spendender Arbeit!

Und so ging ihnen beiden die Zeit dahin, einförmig und ohne Freuden; aber im Innern gewannen sie, was mehr wert war als Lachen und Lustbarkeiten.

XVIII.

„Na, guten Abend, meine Herren!“ Der Herr Major sprach es und erhob sich, mit einer freundlichen Verneigung vom Stammtisch Abschied nehmend — die Uhr von der nahen Stadtkirche hatte eben acht geschlagen — und mit ihm erhob sich, wie gewohnt, augenblicklich auch der Herr Oberbürgermeister, auf dass die Parität zwischen der obersten Zivil- und Militär-Person der Stadt offensichtlich wäre. Damit aber ja kein Zweifel in dieser Hinsicht aufkommen konnte, pflegten die beiden Herren nach einem stillschweigendem Übereinkommen jeden Abend abwechselnd dieses Aufheben der Tafel zu besorgen. Das war denn jedesmal das Zeichen für alle verheirateten Herren am Stammtisch, sich gleichfalls zu erheben und ehrbarlich zu ihren Gattinnen und dem wohlgedeckten Abendtisch nach Haus zu wandeln. Nur die unbeweibten jüngeren Mitglieder der Tafelrunde des „Rautenkranzes“ genossen das traurige Vorrecht, sich noch weiter beim Schoppen über die Misere ihres Junggesellendaseins gemeinschaftlich hinwegzuhelfen. So gegeschah es auch heute.

„Na, Herrschaft, woll'n wir denn nicht wenigstens auf ein Glas Löwenbräu in den Englischen Hof geh'n?" regte Leutnant Eckenbrecher die zurückbleibenden und nun am Tisch zusammenrückenden Genossen des „inoffiziellen" Abendschoppens an.

„Pscht!" warnte Oberleutnant Röhling den Sprecher und zwinkte mit den Augen nach dem Kommerzienrat Truckenbrodt hinüber, der, seinen Paletot überziehend, noch in der Nähe des Tisches stand und plötzlich höchst verwundert, ja schier entrüstet, seine grossen runden Augen auf den Sprecher richtete.

Erstaunt blickte dieser den älteren Kameraden an: „Aber warum in aller Welt soll man denn nicht —?"

Doch lächelnd flüsterte ihm Röhling ins Ohr: „Mensch, wollen Sie sich denn mit Gewalt unmöglich machen? Der Kommerzienrat ist doch der Hauptaktionär der hiesigen Vereinsbrauerei und jeder gut gesinnte Bürger muss ihm doch also selbstverständlich seine Dividende hochsäufen helfen — wie wir alle hier im „Rautenkranz". Er sog an seinem Schoppen. „Das Sauzeug ist übrigens heut mal wieder unter aller Kanone! — Wer in den Englischen Hof exkneipen geht, den betrachtet Truckenbrodt daher als einen persönlichen Feind! Verstehen Sie nun, Sie Unglücksmensch?"

„Ja, nu' versteh' ich!" seufzte gottergeben der Leutnant und versank in melancholische Träumereien. Er gedachte mit Wehmut der so oft ver-

spotteten „Grossstadt“ Rudolstadt, von der er seit drei Tagen hierher zum dritten Bataillon versetzt war. Weiss der Teufel, das war ja in der Tat noch die reine Grossstadt gegen dieses gottverlassene Krähwinkel!

„Nanu, Doktor, Sie wollen doch nicht etwa auch schon ausreissen?“ wandte sich Röhling an seinen Nachbar zur Rechten, der eben im Begriff war, sich von den andern Herren zu verabschieden.

„Allerdings! Ich muss heute abend noch arbeiten,“ erwiderte Hellmrich, dem Frager die Hand hinstreckend. Aber der suchte ihn wieder auf seinen Platz niederzuziehen. „Machen Sie keine Geschichten, Doktor! Wollen Sie uns hier im Stumpfsinn umkommen lassen? Seitdem der Referendar übt und der „kleine Würger“ — so nannte man im Bataillon scherzhaft den jungen, zweiten Arzt der Stadt — „in die Verlobungsmaschine geraten ist, sind Sie ja noch der einzige Mensch, der uns retten kann!“

„Sehr schmeichelhaft, lieber Röhling!“ lachte Hellmrich. „Aber ich muss heut' wirklich heim.“

„Auch gut! -- aber dann kommen wir mit, und leisten Ihnen bei der Arbeit Gesellschaft. Wie wär's, wenn wir uns mal wieder in unserem Jardin-Garten ansetzten und 'ne Bowle brauten? Das haben wir doch schon lange nicht mehr getan!“

„Famose Idee! Röhling, Sie sollen leben!“ jubelte die Corona Beifall. Hellmrich wohnte nämlich im selben Hause mit dem Oberleutnant, das einem Herrn Siller gehörte, und daher in der Batail-

lonssprache, in verführerischem Anklang an die bebekannte Sekt-Marke, „Maison Sillery“ hiess.

„Meine Herren, ich wäre von Herzen gern dabei — Sie wissen ja, ich bin sonst kein Spielverderber — aber heut’ muss ich wirklich passen! Die Arbeit ist tatsächlich kein Vorwand. Also, guten Abend allerseits!“ Und Hellmrich erhob sich vom Tisch, von lauten Rufen des Bedauerns und Verlockens noch bis an die Tür begleitet.

Hellmrich war wirklich allgemein in diesem kleinen Kreise beliebt. Als er vor dreiviertel Jahren als Lehrer an das bekannte Technikum der kleinen thüringer Stadt berufen war, hatte er als Akademiker am Stammtisch von vornherein eine geachtete Position eingenommen. Er verstand es bald, sich in die besonderen Verhältnisse einzuleben und mit all’ den Honoratioren des Städtchens freundliche Beziehungen herzustellen, wozu es freilich bisweilen einer klugen Rücksichtnahme und gewissen Selbstverleugnung bedurfte, die er früher nicht an sich gekannt hatte. Ganz besonders aber war er bald von den jüngeren Herren der Tafelrunde, insbesondere den unverheirateten Offizieren geschätzt worden, denn endlich tauchte doch nun mal bei ihnen wieder ein „richtig gehender“ Mitteleuropäer auf, der sie in der Abgeschiedenheit des „Dorfs“, wie sie das Städtchen benannten, von Dingen unterhalten konnte, die draussen in der Welt vor sich gingen. Den vertraulichen Umgang mit ihnen beförderte noch der Umstand, dass Hellmrich zufällig in der

„Maison Sillery“ sein Quartier genommen und hier mit dem Oberleutnant Röhling, einem schon ernsteren, für Kunst und Wissenschaft aussergewöhnlich interessierten Offizier, als Hausgenosse bald in einen sehr gemütlichen, fast freundschaftlichen Verkehr gekommen war. Hellmrich erwies sich aber nicht nur als anregendes Stammtischmitglied, sondern er hatte sich auch durch das Zustandebringen akademischer, liederfroher Fidelität und die Einführung des Bierramschs, des Quodlibets, und ähnlicher studentischer „Gesellschaftsspiele“ als „Kulturträger“ um die an tödlicher Langeweile krankenden Herren hoch verdient gemacht.

Hellmrich selber fühlte sich in diesem bescheidenen Lebenskreise zufrieden und glücklich bis auf den einen, immer noch ungestillten Wunsch im Inneren — nach einer trauten Häuslichkeit mit einem geliebten Weibe an seiner Seite. Die äusseren Bedingungen für die Gründung eines Hausstandes waren ja nun vorhanden, dank dem freundlichen Geschick, oder richtiger, dem grossen Wohlwollen seines früheren Chefs, des Professors Berndt, der ihm diese angenehme Position hier verschafft hatte. Es war an den Gelehrten von dem Direktor des Technikums, einem alten Studienfreund, die Bitte gerichtet worden, ihm eine besonders tüchtige Kraft für die wichtigen Fächer der Physik und Chemie zu empfehlen, der er eine gute Dotierung zusichern könne. Der Professor hatte sofort an Hellmrich gedacht und ihn, so ungern er den treuen Mitarbeiter

an seinem grossen Werke verlor, aufs wärmste an den alten Freund empfohlen.

So war Hellmrich hierher gekommen und mit einem Schlage aller Sorgen um die Zukunft enthoben worden. Denn seine Einnahmen setzten ihn nun in den Stand, der Mutter ein paar hundert Thaler jährlich mit Bequemlichkeit für die Ausbildung der Brüder zu schicken. Er hatte diesen Beitrag an die Familie sogar verdoppeln wollen, um die Schwester der Notwendigkeit zu entheben, noch länger eine Stellung zu bekleiden. Aber Lisbeth und auch die Mutter hatten das energisch abgelehnt; Lisbeth hätte sich so an die Arbeit gewöhnt, dass sie sie nicht mehr entbehren möchte. Sie würde sich ohne solche Tätigkeit im Hause nur überflüssig und unglücklich fühlen. So sah sich denn Hellmrich in einer völlig sorgenfreien Position, die es ihm erlaubte, sich sein Leben recht behaglich einzurichten.

Seine Berufstätigkeit machte ihm Freude. Die Anstalt, an der er Lehrer war, war eine der ersten ihrer Art. Die Kollegen waren zumeist, gleich ihm, studierte Leute und angenehme Menschen, mit denen es sich auch gesellschaftlich gut verkehren liess, und das Technikum hatte als Zöglinge fast durchgehend gut vorgebildete junge Leute aus besseren Familien. Der sehr humane, weltgewandte Leiter der Anstalt verstand es, sein Institut, wie sich selbst sehr beliebt zu machen, indem er die Besucher der Anstalt mit gewissen studentischen Freiheiten ausstattete. So war denn auch der ganze Unterrichtston

und der Verkehr mit den jungen Leuten ein mehr der Hochschule als der Schule verwandter, was Hellmrich ganz besonders angenehm empfand. Dazu kam ferner noch, dass ihm der Direktor, auf das dringende Verwenden seines Gönners Professor Berndt hin, in entgegenkommendster Weise Zeit und Gelegenheit gab, soviel wie möglich noch seinen privaten wissenschaftlichen Arbeiten zu leben. Hellmrich blieb auch in ständiger Fühlung mit seinem früheren Chef. Er arbeitete, so weit das hier möglich war, an dessen wichtigen Untersuchungen weiter mit und half ihm namentlich bei der redaktionellen Bearbeitung des umfangreichen Untersuchungsmaterials. So hatte ihm denn auch heute früh der Professor wieder einen Druckbogen der Schrift zugeschickt, dessen sorgfältige Korrektur er eben noch heute vornehmen musste.

Als Hellmrich in sein Wohnzimmer eintrat, empfing ihn traulicher Lichtschein; die sorgsame Wirtin hatte ihm, seines Winkes eingedenk, bereits alles zum Arbeiten bereit gestellt: Die Lampe auf der ausgezogenen Platte des Zylinderbureaus, daneben auf dem Bauerntischchen den Tabakskasten, seinen Bierkrug mit dem Alemannenwappen nebst zwei Flaschen Bier, seinem üblichen Abendtrunk, und am Stuhl lehnte die alte Jenenser Pfeife. Mit behaglich-zufriedener Miene musterte Hellmrich das Stilleben: So liebte er's; nichts war ihm anheimelnder, als so ein gemütliches Arbeiten im ungestörten Abendfrieden eines traulichen Gemaches, und freundlich

grüssend flog sein Blick zu der Wand hinüber, wo über dem Sofa sein ganzer Jenenser Budenschmuck — Wappenschild, Fahnen, Bänder, Mützen, und darunter der Ehrensäbel — wieder stattlich prangte.

Während er sich langsam den Rock auszog und eine Hausjoppe antat, musste er so denken, wie zufrieden und glücklich er sich überhaupt hier fühlte. Gewiss, eng war der Kreis der Menschen und ihrer Interessen in der kleinen Stadt, aber doch fühlte er sich wohl unter ihnen. Das ungesunde Hasten der Grossstadt, das keine innere Vertiefung zuliess, hatte ihn von jeher angewidert, und hier fand er nun wieder die naive Freude auch am Kleinen und Bescheidenen, dem sich bei näherer Bekanntschaft auch noch manch liebenswerte Seite abgewinnen liess, ein menschliches Miteinanderhausen und vor allem ein intimes Leben in und mit der Natur, das ihm eine nie versagende Quelle innerer Erfrischung und Sammlung war. Wenn auch Hellmrich keineswegs blind war gegen die Schwächen der Kleinstadtmenschen, mit denen er nun freundnachbarlich leben musste, so lächelte und scherzte er doch nur gutmütig über sie; sie wurden ihm reichlich aufgewogen durch viele gute Herzenseigenschaften und eine gesunde Gesinnung.

So wäre denn alles schön und gut, dachte Hellmrich, indem er zu seinem Schreibtisch hinüberging, wenn nur eines noch gewesen wäre: Da neben ihm, auf dem alten Ledersessel in der gemütlichen Fensterecke — so einem rechten Haus-

frauenwinkel — da hätte jetzt ein rosiges, anmutiges junges Weibchen sitzen müssen, das mäuschenstill mit seiner Handarbeit bei ihm im Zimmer weilte und nur von Zeit zu Zeit einen zärtlichen Blick nach dem fleissigen Gatten am Schreibtisch warf. Und wenn sich dann, bei einem Aufsehen von seiner Arbeit, ihre Augen einmal trafen in einem herzinnigen, süssen Gruss — ja, wer weiss, ob er dann doch nicht einmal aufgesprungen wäre, aller Wissenschaft zum Trotz, und sein geliebtes Frauchen in langer Umarmung an sich gerissen hätte!

Aber ach — alles leider nur schöne Träume! Mit einem leisen Seufzer trat Hellmrich an den Sekretär und liess sich auf dem Stuhl nieder. Da erst bemerkte er auf der Schreibunterlage einen Brief, den ihm seine Wirtin dort zurecht gelegt hatte. Angenehm überrascht, griff er darnach: Von seiner lieben Liesel! Und mit herzlichem Interesse vertiefte er sich in das Schreiben der Schwester, seiner getreuen Korrespondentin daheim.

Na, das waren ja mal extra gute Nachrichten heute! Mit freudiger Miene las er, wie Bruder Ernst, der Elektrotechniker, der nun seine praktische Lehrzeit bei Siemens & Halske beendet hatte, in Anerkennung seiner besonders tüchtigen Leistungen auf Kosten der Firma vier Semester auf die technische Hochschule geschickt werden sollte. Donnerwetter, ein Prachtjunge, der Ernst! Wie freute er sich für den Bruder, dass ihm nun doch noch ein Studium möglich gemacht worden war, und für die gute, alte

Mutter daheim, dass sie nun nach all' den sorgenvollen Jahren diese Freude erleben durfte!

Dann berichtete Liesel weiter von Hellmuth, dem Jüngsten, einem begabten, hellen Kopf, aber der Schlingel wollte die Schulbank nicht länger mehr drücken. Nun hätte sich die Mutter — Karls Rat folgend — seinem Wunsch endlich gefügt. Zu Oktober, mit dem Primanerzeugnis in der Tasche, sollte er abgehen und bei einem grossen Exportgeschäft als Volontär eintreten. Die Stelle sei ihm schon zugesichert; er bekomme gleich im ersten Jahr dreissig Mark Monatsentschädigung, worüber Hellmuth natürlich ganz besonders glücklich sei. Im übrigen freue er sich aber auch sehr auf seine Berufsarbeit. Sowie er ausgelernt habe, wolle er eine Stellung in einem Hamburger Hause annehmen und nachher ins Ausland gehen. Die Welt kennen zu lernen, das sei sein Herzenswunsch ja schon von Jugend an gewesen!

Nun, auch gut! dachte Hellmrich. Wenn der Junge sonst nur tüchtig ist, kann er es ja auch hier zu etwas Ordentlichem bringen. Und ihn noch länger mit Gewalt in der Schule zu halten, wäre sicher sehr verkehrt. Es freute ihn, dass die Mutter das jetzt selber einsah.

Mit heller, freudiger Miene las er weiter, was die gute Liesel ihm sonst wohl noch zu berichten hätte. Aber nun wurde sein Antlitz ernst. Die Schwester ging da plötzlich auf ein Thema über, das ihm stets das heitere Lächeln verscheuchte: Sie

schrieb von Charlotte Gerting. Es war das erste Mal, dass Lisbeth ihrer in ihren Briefen Erwähnung tat; sonst hatte dies nur dann und wann die Mutter beiläufig getan. Die Schwester hatte es dagegen stets geflissentlich vermieden, Karl an die einst Geliebte zu erinnern. Wohl hatte sich ihr früherer Groll gegen Charlotte gelegt, seitdem diese so hart vom Schicksal angefasst worden war, aber trotzdem sprach sie nicht gern von ihr. Wozu den Bruder erst an die traurigen Dinge erinnern, die doch nicht mehr zu ändern waren!

Hellmrich war daher sehr überrascht, dass Lisbeth heute auf einmal über Charlotte schrieb, ja ausführlich schrieb und obenein in einem warmen, fast herzlichen Ton. Allerdings war das, was sie von Lotte berichtete, auch darnach angetan, tiefes Mitleid wachzurufen. Das arme Mädchen war, teils infolge des stetig an ihr fressenden Grams, teils infolge starker Überarbeitung bei ihren Seminarstudien, so hochgradig nervös geworden, dass der Arzt ihr strengstens jede ernste Beschäftigung untersagt und sie zur Erholung auf ein halbes Jahr in den Thüringer Wald geschickt hatte. Das war ihr nun also auch noch auferlegt worden! Sie musste von ihrem so pflichteifrigen Streben ablassen, von ihrer trostspendenden Arbeit; wer wusste, ob es ihr jetzt überhaupt noch einmal beschieden war, das Ziel zu erreichen, von dem ja ihre ganze fernere Existenz abhing. Das arme, arme Mädchen könnte einem wirklich aufrichtig leid tun, so schrieb Lis-

beth. Nun lebte sie schon seit vielen Wochen ganz still und einsam in einem Forsthaus in „Rainerts-Grund" — es müsse übrigens nach der Karte gar nicht weit von ihm sein — und suchte ihre Gesundheit wieder zu erlangen. Wenn es ihn vielleicht interessieren sollte, Näheres darüber zu hören — sie müsse nun den schon sehr lang geratenen Brief endlich schliessen — so lege sie für diesen Fall den kürzlich hier eingetroffenen Brief der Hofrätin an die Mutter bei, aus dem sie das alles selbst eben erst erfahren hätten.

Von innigster Teilnahme getrieben, faltete Hellmrich das Schreiben der Frau Gerting auseinander: Ein langer Brief, der in beredten Einzelheiten unter Klagen der verzweifelten Mutter den in der Tat tief beklagenswerten Zustand des armen Mädchens schilderte, das seit Monaten kaum noch Schlaf gefunden hatte und in seinem ganzen Organismus ernstlich erschüttert war. Schmerzbewegt las Hellmrich diese Schilderungen. Lotte, arme, arme Lotte! Was hatte das unbarmherzige Schicksal aus ihr gemacht! Aber halt, was war das? Er kam da zu einer Stelle des Briefes gegen den Schluss hin, die ihm plötzlich das Herz hochaufschlagen machte. Stand da wirklich, was ihm die vor den Augen tanzenden Buchstaben weismachen wollten? Die Hofrätin schrieb da an die alte Freundin:

„Ja, meine liebe Henriette, ich will Dir die eigenen Worte meines armen, unglücklichen Kindes mitteilen. Hier liegt der Brief vor mir, und ich gebe ihre Worte

buchstäblich wieder. „ „Und was mich mehr, ja hundertmal mehr schmerzt als der Gram um Rolfs Verrat — das, was in Wahrheit mich nie mehr zum Frieden gelangen und über mein Unglück hinwegkommen lässt, das, Mutter, ist das fürchterliche Bewusstsein, mein Glück selber von mir gestossen zu haben! Ach, nun, wo es zu spät ist, habe ich ja erst einsehen gelernt, welchen köstlichen Schatz ich mir in Karl Hellmrichs treuer, ernster Liebe hätte fürs Leben sichern können. Der hätte mir so etwas nicht antun können — der hätte mich auf Händen getragen, das sagt mir eine untrügliche Stimme in meinem Innern; leider jetzt zu spät, wo alles aus ist! Und dieses edle, warme Herz habe ich in meiner kindischen Eitelkeit und Verblendung kalt von mir gestossen, habe ich schwer gekränkt! Siehst Du, Mutter, das verzeihe ich mir nie, nie! Und oft genug quält mich in meinen verzweiflungsvollen Nächten der Gedanke, dass der Verrat Simmerts nur eine gerechte Strafe des Himmels für meinen Jugendhochmut ist. Ach, hätte mich doch damals ein kluger, alles voraussehender Mensch beraten, wie glücklich könnte ich heute mit solch einem treuen, goldenen Herzen sein! — Aber vorbei, vorbei! Mein Herz hat ja auch das törichte Wünschen und Hoffen aufgegeben. Eines möchte ich nur noch einmal in meinem Leben: Vor Karl Hellmrich hintreten und ihm das schwere Unrecht, den Kummer abbitten, den ich ihm einstmals angetan habe. Ich glaube, das würde mir das Herz schon sehr erleichtern. —

Aber ich fürchte, er wird überhaupt nichts mehr von mir hören und sehen wollen, er wird mich längst vergessen haben!" " — —

Lange sass Hellmrich, den Kopf in die Hand gestützt und starrte auf das Schreiben; immer und immer wieder las er diese Zeilen, bis er wohl jedes Wort auswendig wusste. Herrgott, war es denn möglich? So lebte denn auch in ihr noch jenes Gefühl, dessen Ahnen ihn einst in den Buchenwäldern Tautenburgs so selig gemacht hatte! So zeigte sich ihm also doch noch in freudig zitterndem Glühen am Horizont seines Lebens ein rosiger Morgenschein des Glücks, das er längst für immer versunken wähnte! Gott im Himmel, wie dankbar, wie seligfroh machtest Du ihn!

Und dann stand Hellmrich auf. Er holte sich aus dem Schrank eine Eisenkassette, die seine Dokumente enthielt. Mit eiligen Händen kramte er darin und endlich, ganz auf dem Boden, fand er, was er suchte: Ein verblasstes rosa Atlasschleifchen und darein gesteckt ein verdorrtes Tannenreislein — das Schleifchen, das Lotte damals beim Tanz in Tautenburg unbemerkt entfallen war, und das Reislein, mit dem sie beim Waldgang nachher seine Mütze lachend geschmückt hatte. Er hatte diese Reliquien eines seligen Jugendtraumes vom Glück treu durch Leid und Enttäuschungen der Jahre hindurch aufbewahrt und, treu wie sie, auch die Liebe, die damals in seinem jungen Herzen die ersten Wurzeln geschlagen hatte. Mit Rührung schaute er

jetzt auf die verblassten Zeichen der Vergangenheit, die er so manchmal mit stillem Weh betrachtet hatte. Aber im Herzen drin quoll's ihm so warm, so hoffnungsfroh auf, wie einst dem Jüngling, und seine Lippen hauchten auf das blasse Schleifchen einen zarten, scheuen Kuss, wie auf etwas Heiliges.

Noch am selben Abend trug Hellmrichs Wirtin einen Brief zur Post an seine Schwester in Berlin. Der war nur kurz, aber beredt:

„Du einziges, liebes Schwesterherz!

Wie soll ich Dir nur danken! Ich verstehe alles — kleine, kluge Diplomatin! Du hast mir nun den Weg zu meinem Glück gezeigt! Du allein wusstest ja, dass es nur diesen einen gibt. Und ich werde ihn gehen, sobald der Sonntag kommt. Du hast recht, der Rainerts-Grund ist nicht allzu weit von hier. Ich hoffe, den Weg hinzufinden und mir das Glück heimzubringen.

Für heute aber nur noch — denn die Arbeit fordert trotz allem ihr Recht — einen herzinnigen Kuss!

In alter, treuer Bruderliebe jetzt und für alle Zukunft

Dein

Karl.“

XIX.

Eine abermalige Biegung des Weges, und da lag plötzlich, im Grün des engen Talgrundes versteckt, ein freundliches Häuschen vor Hellmrich — eine gute Wegstunde aufwärts von der letzten Schneidemühle drunten, das musste also Forsthaus „Rainerts-Grund" sein. Mit beschleunigten Schritten eilte Hellmrich dem Ziel seiner langen, einsamen Wanderung in dem stillen Waldtal entgegen. Von unbezwingbarer Sehnsucht getrieben, war er bereits heute, am Sonnabend mittag, gleich nach Schluss des Unterrichts, zum Bahnhof geeilt, und der Zug der kleinen thüringischen Nebenbahn hatte ihn bis an den Anfang des Talgrundes befördert, den er dann in rüstigem, vierstündigem Marsch hinaufgewandert war.

Ein köstliches Wandern, immer im tiefen Schatten des waldbestandenen Abhanges zur Linken, fortwährend an dem klaren, plätschernden Forellenbach entlang und zur Rechten stets den Ausblick auf den smaragdgrünen Wiesengrund, an dessen anderer Seite wieder steil der Berg anstieg, in seinem üppigen Buchen- und Tannenschmuck. Eine echt thüringer Waldlandschaft von jenem, sich schnell dem Fremd-

ling erschliessenden, sanften Liebreiz, der einem das Land bald so lieb und altvertraut wie die eigene Heimat macht.

So war Hellmrich mit hellen, lachenden Augen, so recht zukunftsfroh, dahingeschritten, und im Herzen klang es wie ein süsses Lied vom nahen Glück. Erst waren die Siedlungen der Menschen noch häufig gewesen, dann traf er nur noch jede halbe Stunde eine Säge- oder Massenmühle, und nun war er über eine volle Stunde lang seines Wegs gezogen, ohne einem Menschen oder einer menschlichen Wohnstätte begegnet zu sein. Ruhe, köstliche Ruhe und friedenvolle Einsamkeit webte in dem engen, weltentrückten Waldtal, das — Gott sei Dank — noch abseits von der grossen Touristenstrasse lag, ein grünes Waldparadies, so recht geschaffen, um ein armes, an Leib und Seele krankes Menschenkind wieder gesund zu machen.

Nun war Hellmrich am Forsthaus angelangt. Freundlich erwiderte die am Gartentisch vor dem Hause unter dem Holunderbusch sitzende Förstersfrau den Gruss des Wanderers und trug ihm das erbetene Glas Milch herzu. Es war eine zutrauliche, gesprächige Frau, und so wusste Hellmrich bald, was er wollte: Dass er gern hier zur Nacht bleiben könne; allerdings müsse er mit der Giebelkammer fürlieb nehmen, denn das eigentliche Logierzimmer werde von einer jungen Dame aus Leipzig bewohnt, die hier den ganzen Sommer über zur Kur lebe. Hellmrich schlug das Herz so laut, dass er meinte,

jeder müsse es hören können, und verstohlen blickte er zu den beiden Fenstern im Erdgeschoss, auf die die Försterin eben gedeutet hatte: Da wohnte also Lotti! Ob sie ihn vielleicht gar schon bemerkt hatte? — So beiläufig fragte dann Hellmrich, ob die Dame im Hause sei. Ach nein! meinte aber die Frau, die wäre den ganzen Tag bis Sonnenuntergang im Freien. Am Nachmittag pflegte sie für gewöhnlich da drüben hinauf in den Buchenschlag zu steigen. Da stehe oben am Berghang auf der Lichtung eine Bank, wo die Sonne bis zuletzt hin scheine — das sei ihr Lieblingsplätzchen.

Als das Hellmrich gehört, hatte er alsbald keine Ruhe mehr. Schnell trank er seine Milch aus, legte seine Touristentasche ab und stand auf. Er wolle noch vor dem Abendessen hier ein wenig umherspazieren; die Frau Förster möchte so gut sein, seine Tasche schon immer einstweilen in seine Kammer zu tragen und diese für die Nacht zurecht zu machen. Und mit freundlichem, etwas eiligem Gruss brach der Wanderer wieder auf.

So lange Hellmrich noch in Sehweite des Forsthauses war, hielt er sich auf der linken Seite des Baches; aber kaum hatte ihn ein Buschwerk etwaigen Späherblicken entzogen, so wandte er sich schleunigst von der Chaussee ab, sprang über die Steine im Bachbett hinweg, eilte quer über die Wiese und klomm den steilen Berghang am jenseitigen Ufer empor. Er war nun drinnen in dem ihm bezeichneten Buchenschlag. Grüne Dämmerung umfing

ihn, während er in dem dürren Laub raschelnd dahinschritt; nur hie und da stahl sich ein Sonnenstrahl durch das dichte Blätterdach und warf ein goldigflimmerndes langes Licht auf die weisslichen Stämme oder den rötlich-gelben Waldboden. Tiefe Stille rings in den Waldhallen, kaum dass ein heller Finkenruf hin und wieder an sein Ohr drang, oder der miauende Schrei eines Bussards, der in der Ferne kreisend durch die Baumwipfel strich.

Aber Hellmrich, der sonst liebevoll jeden Naturlaut zu sich sprechen liess, achtete heute nicht auf diese Stimmen des Waldes. Rastlos eilte er vorwärts, den steilen Hang empor, ohne Weg und Steg. Endlich sah er es hell durch die Stämme zur Rechten schimmern; er hielt darauf zu und bald konnte er eine kleine Waldrodung erkennen — das war offenbar die Lichtung, von der die Försterin gesprochen hatte: Ein schmales, sich den Hang gerade hinauf streckendes Gereuthe, mit einem saftig grünen Rasenteppich bedeckt, den jetzt die hell hinaufflutende Abendsonne mit einem warmen Goldton überzogen hatte. Hier und da war das frisch gemähte Grummet zu kleinen Haufen zusammengeharkt, und von ihnen wehte der süsse Duft des Heus zu dem Wanderer hinüber. Einen Augenblick wohl erfreute sich dieser an dem lieblichen Bilde, dann aber flogen seine Augen suchend darüber hinweg, und wirklich, da oben, wo ein schmaler Waldsteig sich am Rande der Lichtung hinzog, gewahrte er auf der einfachen Holzbank eine weibliche Gestalt;

noch konnte er ihre Züge nicht genau erkennen — aber es konnte ja nur Lotte sein! Hellmrichs Herz pochte heftig, es war nicht allein vom schnellen Hinaufstürmen, sodass er ein paar Augenblicke stehen blieb, um sich zu beruhigen; dann stieg er langsamer am Waldrand entlang, aber ihr noch verborgen, zur Weghöhe empor.

Die einsame Träumerin da oben, die müde, zusammengesunken da sass und mit ineinandergelegten Händen hinaussah in die sonnenumfluteten Wipfel des gegenüberliegenden Waldhangs und weiterhin bis zu den dunkelverblauenden Bergrücken der Ferne, fuhr plötzlich aus ihrem Sinnen empor und wandte langsam den Kopf zur Rechten, von woher eben ein lautes Rascheln und Knacken am Waldboden sie aufgestört hatte. Jetzt erkannte Hellmrich, schon in ihrer nächsten Nähe, deutlich ihre Züge: Ein schmal gewordenes Gesichtchen mit einem müden, traurigen Ausdruck, aber doch von ungemindertem Liebreiz, und darin ihre dunklen, klaren Augensterne, nicht mehr strahlend und lebensprühend wie ehedem, aber von einem rührenden, weichen Glanz, der einem tief zu Herzen drang, dem Spiegel einer schmerzgeläuterten Seele.

Nun trat der Wanderer mit schnellem Schritt aus der Walddämmerung und stand plötzlich im hellen Sonnenschein vor ihr, nur wenige Schritte von ihrem Platz entfernt — Karl Hellmrich! Ein leiser Aufschrei, und totenblass geworden fuhr Lotte von ihrem Sitz empor, die Augen mit einem Ausdruck

bangen Schreckens auf ihn gerichtet: Gott im Himmel, was war das? War er's wirklich? Wie kam er hierher, und was wollte er von ihr?

Hellmrich las deutlich all' diese Fragen in ihren entsetzten Blicken, und die Rührung drohte ihn zu übermannen, wie sie so bleich, am ganzen Leibe zitternd, vor ihm stand, mit der Rechten sich krampfhaft an der Banklehne festklammernd.

„Verzeihen Sie, Fräulein Gerting — verzeihen Sie gütigst, dass ich Sie mit meinem Kommen so erschreckt habe," bat er weich, mit halblauter Stimme, aus der die tiefe Bewegung sprach, „aber ich bin nicht gekommen, Sie zu ängstigen, oder gar zu quälen, — nein, Fräulein Gerting, mich hat ein inniges, unsagbares Mitgefühl mit Ihnen hergetrieben."

Seine ersten Worte hatte das Mädchen noch mit tief gesenkten Wimpern angehört, aber nun plötzlich ging eine Erschütterung durch ihre schlanke, zarte Gestalt, sie wankte und sank kraftlos auf die Bank hin, die Hände vors Gesicht gepresst, krampfhaft schluchzend. Angstvoll trat Hellmrich dicht zu ihr.

„Fräulein Lotte, zürnen Sie mir? Habe ich Sie verletzt mit meinem Kommen, mit meinen Worten? Ich meinte es ja nur gut," fuhr er fast traurig fort. „Durch meine Schwester erfuhr ich — Ihre Mutter, Fräulein Lotte, hat es der meinen geschrieben, — dass Sie, dass Sie sich so unnütze, quälende Gedanken machten, wegen — wegen eines vermeintlichen Unrechts, das Sie mir zugefügt, damals, noch in Jena! Und da wollte ich Ihnen nur sagen — ich

dachte, es würde Sie vielleicht etwas beruhigen, in Ihrem jetzigen leidenden Zustande — dass ich Ihnen nicht im geringsten etwas nachtrage. Im Gegenteil, wenn Sie wüssten, — wenn Sie in mein Herz sehen könnten —“

Ein so heftiges Zittern kam in seine Stimme, dass er nicht weiter sprechen konnte. Aber das Mädchen griff plötzlich nach seiner Hand. „Wie gut, wie namenlos gut und edel sind Sie!“ rief sie aus, ihrer Gefühle nicht mehr Herr, und ihre heissen Tränen fielen auf seine Rechte.

Da war es aus mit dem Rest seiner Selbstbeherrschung. Er beugte sich dicht über die Weinende.

„Fräulein Lotte, liebes Fräulein Lotte! Nicht doch so — das kann ich nicht ertragen.“ Sie fühlte, wie seine Brust, nahe ihren Wangen, krampfhaft atmete. „Nichts mehr von der Vergangenheit, von all' dem Trüben und Traurigen, das Sie Ärmste erdulden mussten! Blicken Sie doch vor sich: Noch sind Sie jung, noch liegt das Leben vor Ihnen — noch kann das Glück, das echte, wahre Glück zu Ihnen kommen — zu Ihnen, die Sie es sich in schweren Seelenkämpfen jetzt ehrlich verdient haben.“

Da aber brach sich ein herzerschütternder Schrei von ihren Lippen: „Nie, nie mehr! Ich selbst habe mir ja mein Glück verscherzt, auf immer! Und nun — leben Sie wohl!“ In Verzweiflung und völliger Verwirrung über das Geständnis, das er ja doch

sicher richtig verstand, wollte sie aufspringen und ihm entfliehen. Doch da fühlte sie sich fest von seinen Armen umschlossen und an sein stürmisch klopfendes Herz gezogen.

„Nein, Lotte, meine liebe, kleine Lotte!“ sie spürte seine bebenden Flüsterlaute, seine warmen Lippen dicht an ihrem Ohr. „Nein — das hast Du nicht! Wenn es wahr ist, dass Du das Glück von mir erwartetest, dass Dein Herz nun mir gehören könnte, als mein eigen, als mein höchster, heiligster Schatz — dann, Lotte, ist es nicht zu spät. Dann will ich Dein sein! Hier — hier bin ich! Magst Du mich denn wirklich, — mein Glück, meine ganze Seligkeit?“

„Ach Du!“ Weinend, lachend, jubelnd in Einem warf sich das Mädchen dem Geliebten um den Hals, sich stürmisch an ihn drängend, als sollte nun keine Macht der Welt sie mehr fortreissen von diesem starken, sicheren Hort, den sie sich nun doch noch nach sturmbewegter Irrfahrt gewonnen. Und mit unbeschreiblicher Seligkeit fühlte er den zarten Leib der so lang' Ersehnten zum erstenmal bebend, fiebernd und doch so vertrauensvoll sich an ihn schmiegen. Da pressten sich seine Arme stürmisch um sie, ein stummes Gelöbnis, stark und treu festzuhalten, gegen alle Welt zu schirmen, was da eben sein Eigen geworden war.

So hielten sie sich lange, lange, in wortloser Seligkeit umschlungen. Dann lehnte sie den Kopf an seine Schulter und blickte mit den dunklen, süssen

Augen glückselig zu ihm auf. War es der warme Abendschein oder das Glücksgefühl — ihr Antlitz war wieder rosig erglüht und prangte im rührenden Liebreiz der ersten Jugend.

„Karl, mein starker, guter, lieber Karl!“ flüsterte sie, ihn mit zärtlichem Stolz anschauend. „Dass ich Dich nun doch noch habe!“

Er erwiderte nur mit einem innigen Blick und, den Arm um ihren Leib legend, führte er sie langsam den Pfad talabwärts.

„Was werden sie drunten im Forsthaus sagen, wenn Du plötzlich am Arm des Fremden als Braut wiederkommst?“ neckte er sie mit glückstrahlendem Blick.

Schelmisch, fast übermütig, blitzten ihn ihre Augen an; das war wieder die alte Lotte. „Er kam, sah, siegte!“ Doch sogleich, als schäme sie sich ihres Übermuts, schmiegte sie sich mit demütigem Blick an ihn: Bitte, bitte, nicht bös sein, Liebster!

Liebreich drückte er sie an sich. So stiegen sie in seligem Sichaneinanderschmiegen den Hang hinunter. Durch die Buchenstämme flammten jetzt die letzten gold-glühenden Scheidegrüsse der Sonne, und eine feierlich stille Abenddämmerung wob unter den dunklen Blätterkronen. Da blieb Hellmrich plötzlich stehen.

„Ganz wie damals in Tautenburg! Weisst Du noch, mein Lieb?“ Sie nickte stumm, fast ernst. „So hat doch also nicht gelogen, was in jener köstlichen

Abendstunde in uns beiden heimlich sprach, und mein Wald, mein lieber, treuer Thüringer-Wald hat mir mein Glück beschert — meine süsse, kleine Waldfee!" Und er suchte ihre Lippen, die sie ihm willig bot.

Zwei Glückbegnadete schritten sie so durch die Buchen-Dämmerung hin, im seligen Abendfrieden.

XX.

So, da wären ja schon die ersten Ausbauten von Jena! Alle Wetter, hatte sich die Stadt hier, nach dieser Richtung hin, ausgedehnt! Die letzten Häuser standen ja fast schon auf Löbstedter Gebiet.

Hellmrich blieb stehen, trocknete sich die Stirn — ihm war doch heiss geworden in der brennenden Julisonne auf der schattenlosen Landstrasse — und hielt Umschau. Er war schon in Station Zwätzen aus dem Zuge gestiegen, um dem feierlichen Empfang auf dem Bahnhof durch die Aktiven zu entgehen. Ganz allein und unbemerkt wollte er seinen Einzug in Jena halten, um ungestört all die Eindrücke des Wiedersehens in sich aufzunehmen — des Wiedersehens nach sieben langen Jahren! Ja, ja, eine hübsche Spanne Zeit, da ändert sich freilich manches!

Wie oft hatte er sich in dieser langen Zeit, in guten und bösen Tagen, den Moment ausgemalt, wo er einst wieder den alten Turm der Stadtkirche, das ehrwürdige Wahrzeichen Jenas, vor sich auftauchen sehen und dann wieder einziehen würde in die engen, winkligen Gassen, durch die er so manches liebe Mal

als Bruder Studio hindurchgeschlendert war. Nun war es so weit! Freilich, lange Jahre hatte es gedauert — aber, was lange währt, wird gut — und so konnte er sich denn jetzt auch, zum Mann gereift, in gefestigter Lebensstellung, an der Stätte des Jugendfrohsinns in Ehren zeigen und vor die Alemannia hintreten, heute zu ihrem 37. Stiftungsfeste.

Leider, ganz so, wie er sich das in den letzten anderthalb Jahren immer gedacht — seitdem er seine Lotte heimgeführt — wurde es nun doch nicht. Zu seinem schmerzlichen Bedauern konnte er nicht, sein blühendes, schönes Frauchen am Arm, sein altes Jena wiedersehen; denn Frau Lotte hielten ernste, aber freudenvolle Pflichten zu Hause fest: Vor acht Wochen nämlich hatte ihm seine geliebte kleine Frau, um das Glück ihrer jungen Ehe zu krönen, ein Söhnchen geschenkt, und Jung-Werner brauchte die mütterliche Pflege. So hatte er denn allein sich aufmachen müssen zu der Festfahrt. Aber wenn er seine Lotte auch leider nicht in Person den Alemannen vorführen konnte, so doch wenigstens im Bilde: Hier, in der Brusttasche barg er die wohlgeratene grosse Photographie, die die glückstrahlende junge Mutter, mit dem spitzenumhüllten Baby im Arm, in ihrer neuen, stolzen Würde getreulich zeigte.

Mit freudig-eiligem Schritt trat Hellmrich nun in das Bahnhofsviertel ein: Lauter neue, stattliche Bauten — hm! aber fast allzu schön für Alt-Jena! Das machte ja einen ganz uncharakteristischen, mo-

dernen Eindruck. Und Rrrr! Klingling! kam die elektrische Strassenbahn um die Ecke gerasselt! Hilf Himmel, was wollte die denn hier? Welch' Anachronismus! Jena, das nach seiner und sicher aller Studenten Auffassung immer noch so auf einem Kulturstandpunkt von etwa 1600 oder 1700 stehen geblieben war — das war ja gerade das Köstlichste an ihm! — und dieses grossstädtische Vehikel? Welch Widersinn! Wie abscheulich, da ging ja alle Poesie zum Teufel! Hellmrich war im ersten Augenblick ordentlich entrüstet: Mein Gott, war denn kein Winkel in der Welt mehr sicher vor diesem nichtswürdigen Siegeszug der modernen Technik, des modernen Verkehrs!

Grollend und stark ernüchtert schritt Hellmrich seines Wegs weiter. Ja, ja — man findet eben nie etwas so wieder, wie man's verlassen hat. Auch hier, die Rodigastei, das alte Haus mit dem Schlächterladen, wo früher immer seit Menschengedenken Alemannen gehaust hatten, war umgebaut und modernisiert worden. Tempi passati! Mit einer gewissen Bangigkeit, fast zögernd, ging er weiter: Wenn's nur nicht gar zu viel der Enttäuschungen geben wollte! Ihm war ordentlich Angst geworden. Wenn das altvertraute, liebgewordene Bild der Erinnerung ihm nun grausam zerstört werden würde!

Mit gesenktem Blick, ganz ernst geworden, ging Hellmrich weiter. Aber halt — was war das? War da nicht eben plötzlich irgendwo etwas Grün-weiss-schwarzes, ungewiss flatternd, vor seinem Auge auf-

getaucht? Scharf blickte er die Gasse hinunter: Ha, richtig! Dort drüben am Eckhaus wehte es lustig aus dem Fenster im ersten Stock — die Haus-Fahne eines dort wohnenden Alemannen, der heute nach altem, gutem jen'schen Brauch zur Feier des Stiftungsfestes geflaggt hatte. Mit hellleuchtenden Blicken grüsste Hellmrich hinauf, zu seinen stolzen, unentweihten Farben, die ihn hier wieder in ihrem Reich willkommen hiessen. Hei, nun war jede melancholische Regung verflogen! Noch war Jena das alte, liebe — noch galt ja hier wie ehedem die stolze Losung: Alemannia sei's Panier!

Schnell schritt er vorwärts; nun drängte es ihn, hinzukommen zu den Seinen. Wie mochte das jetzige, junge Geschlecht ausschauen, das nun die Farben hochhielt? Wie viele der alten Gefährten würde er heute wohl wiedersehen, und w i e würde er sie finden?

Jetzt war er an der Stadtkirche beim „Kreuz" angelangt; mit liebevollem Blick streifte er im Vorübergehen den ehrwürdigen, altersgrauen Bau mit dem schön gemeisselten Portal, da hörte er plötzlich seinen Namen nennen: „I nu, das is ja doch der Herr Doktor Hellmrich!"

Freudig überrascht fuhr der Angerufene herum. Da stand vor seinem Laden, wie er's schon vor Jahren so manchmal in einer müssigen Minute getan, Meister Sperling, der wackere Drechsler, bei dem er immer seinen Bedarf an Pfeifen und Spazierstöcken gedeckt hatte.

„Ah, grüss' Gott, mein lieber Herr Sperling!" Und mit kräftigem Druck schüttelte Hellmrich dem Biederen die Hand. Das war doch eine Freude, dass man ihn noch kannte und gern ansprach! Er war also doch noch nicht vergessen worden im lieben Jena. Nach einem kurzen Zwiegespräch, in dem auch Meister Sperling seine Freude an dem Wiedersehen deutlich kund tat, eilte aber Hellmrich weiter. Noch drei, vier Minuten, und dann stand er vor dem „Herzog August". In neuem, hellgrauem Anstrich prangte das alte Haus stattlich im Festkleid, und von seinem Giebel wehte stolz das mächtige, flatternde Banner Alemannias!

Daheim! Wieder angelangt an der Stätte froher Jugendlust, in dem trauten Haus, das ihm so viele köstliche Stunden beschert hatte!

Mit erwartungsvoll klopfendem, freudigem Herzen sprang Hellmrich die Stufen zum ersten Stock empor, zu den Kneipräumen, aus denen ihm schon hier ein lustiges Stimmengeschwirr entgegenscholl. Er legte hastig auf dem geräumigen Treppenflur, der zur Garderobe eingerichtet war, Hut und Mantel ab und nahm aus dem mitgebrachten Täschchen Band und Mütze. Aber gerade, wie er sich das Band über die Schulter ziehen wollte, ging die Tür vom Vorzimmer auf, und Apel erschien. Einen Augenblick stand der Alte, heute festlich geschmückt mit Couleurfrack und -Mütze, verdutzt da, dann zog aber eine helle Röte der Freude über sein rundes, faltenreiches Antlitz, und, seine Bierseidel schleunigst

aus der Hand setzend, kam er mit seinen kurzen Beinchen auf den Ankömmling zugelaufen.

„Nee nu, das is aber — nee, wie mir das freit, Herr Doktor! Ich sage Sie —“ und, Tränen in den Augen, drückte der Wackere Hellmrichs Rechte mit beiden Händen. Dieser war selbst ganz gerührt von des Alten ehrlicher Freude und klopfte ihm die feiste Schulter.

„Ja, mein Alterchen, da wären wir mal wieder! Na, Ihnen ist's ja gut gegangen, wie ich sehe! — Immer noch frisch und munter und fidel wie früher. Apelchen, was, wir werden nie alt?“

Der Alte lachte vergnügt: „Nu, das wäre Sie ja noch scheener, Herr Doktor! Dadazu ham'm mir gar keene Zeit nich, hier in Jäne.“

„So ist's recht!“ lobte Hellmrich mit vergnügtem Kopfnicken. „Von Ihnen kann man lernen! Na, nu aber mal 'rein ins Festvergnügen! — Sind wohl schon viel heute angekommen?“ Und er klinkte leise die Tür auf.

Nun fiel sein Blick in das grosse Kneipzimmer, wo man schon beim Willkommentrunk sass, und hoher Stolz, helle Freude schwellten seine Brust: Gott sei Dank! noch ganz das alte Bild! An der langen Kneiptafel wohl an die zwanzig junge Leute, stramme, hübsche Kerle, und zwischen ihnen fast ebenso viele Alte Herren, lauter liebe, bekannte Gesichter — da der „dicke“ Hess mit seinem martialischen Schnauzbart in Uniform als Oberleutnant, er

übte gerade wieder einmal; da der alte Walcker, mit seinem ewig fidelen Gesicht, hier der kleine Doktor, hier Freund Bertram (weiss Gott, mit einem mächtigen Vollbart!), da Fliedner und Birkner und alle, alle die lieben, guten Kerle von damals!

Nun hatte man aber auch ihn im Türrahmen bemerkt, und plötzlich ein brausendes Hallo! Viele sprangen vor Freude von den Stühlen auf und eilten ihm mit strahlenden Gesichtern entgegen: „Ah — Hurra! Unser alter Verstand!"

— — — — — — — — — — — —

Am Abend war's, auf der Wilhelmshöhe, da sassen sie wieder einmal alle beisammen, Junge und Alte, auf der wohlvertrauten Stätte, von der sie einstmals so oft beim frischen Trunk froh ins Tal hinabgeschaut hatten. Noch grösser war die Zahl der Festteilnehmer inzwischen geworden. Wohl an fünfzig schwarze Mützen zählte man und dazwischen viel blühende junge Frauen und Mädchen, Couleurschwestern, die zur Feier mit hergekommen waren. Ein Gefühl der Trauer überschlich Hellmrich. Wie jammerschade, dass seine liebe Lotte hier fehlte; wie dann und wann ihr glücklich hätte zunicken und wenn sie Zeugin seiner Herzensfreude hätte sein dürfen!

Hellmrich sass an dem langen Mitteltisch, zum grössten Teil mit Altersgenossen von sich zusammen, und hin und her flog die Rede, nicht immer nur lustig und leicht, denn, wie sich alle so gegenseitig

ihre Schicksale erzählten und von denen der anderen sprachen, die nicht zum Fest gekommen waren, da klang auch manch ernster Ton in die heitere Festsymphonie.

„Pahlmann — ja Kinder, warum ist eigentlich Pahlmann nicht gekommen?" fragte einer.

„Ach, der hat anderes zu tun!" lachte Bertram, jetzt wohlbestallter Pfarrer in Markt-Waldkirchen bei Naumburg. Er hauste so nicht allzu weit von Erfurt, wo Pahlmann als Hilfsprediger wirkte. „Der ist ja ein Asket geworden, dass es nicht mehr schön ist! Denkt Euch doch bloss: Als wir neulich zur Landeskonferenz in Erfurt zusammen waren und ich ihn nach der Sitzung draussen im Korridor anspreche und sage: „Guten Tag, lieber Couleurbruder, na, wie geht's Dir denn?" da antwortet mir dieser Mensch doch ganz ernsthaft, in streng verweisendem Ton: „Hier gibt es keine Couleurbrüder, sondern nur Amtsbrüder, lieber Bertram!!" "

„Was?" -- „Ist's möglich?" — „So ein Schluhssohr!" dröhnte der kleine Doktor Mantz mit seinem Bass grimmig hinternach.

„Ja, ja, so ist's — leider!" bestätigte Hellmrich und holte einen Brief aus der Brusttasche. „Ich hatte an Pahlmann noch persönlich geschrieben und ihn gebeten, doch auch jetzt nach Jena zu kommen. Darauf bekam ich folgenden Brief. Wenn's Euch interessiert, lese ich ihn Euch vor."

„Ja, bitte!" — „Natürlich!" schallte es ihm entgegen, und Hellmrich las:

„Lieber Hellmrich!

Habe vielen Dank für Dein freundliches Schreiben. Es hat mich sehr gefreut, wieder einmal von Dir zu hören, und zwar so Gutes. Von ganzem Herzen wünsche ich Dir und Deiner lieben Frau zu dem reichen Segen Glück, den Euch der Herr ins Haus gesandt hat! — Was nun Jena anbetrifft, so würde auch ich ja gewiss gern einmal dort mit Dir und mit einigen anderen mir sympathischen Alten Leuten zusammen sein und uns die Erinnerung an das wirklich Schöne und Erinnerungswerte, das wir dort gemeinsam erlebt, wieder wach rufen. Aber solch Stiftungsfesttrubel ist mir, geradezu gesagt, zuwider. Das läuft doch im Grunde nur auf eine endlose Reihe von Trinkereien und sonstigen lärmenden und unmässigen Lustbarkeiten hinaus, von denen keiner wirklich etwas innerlich Bleibendes und Wertvolles mit fortnimmt. Jedenfalls ist das für mich sowohl mit meinen persönlichen Neigungen wie mit meinen Standesrücksichten nicht vereinbar. Ich bitte Dich daher, nicht auf mein Erscheinen rechnen zu wollen. Hoffentlich bietet sich für uns in nicht allzu ferner Zeit einmal die Gelegenheit zu einem ruhigen, schönen Beisammensein, wenn auch nicht in Jena, so doch sonst wo hier in der Nähe, da Du ja nun auch im Thüringischen ansässig bist. Ich hätte Dir manches von meinen persönlichen Angelegenheiten zu berichten — und wie ich mit

Gottes Hilfe wohl erhoffen darf — Gutes. Du ahnst vielleicht, was ich meine. — Nun, leb' wohl, lieber Hellmrich, und empfiehl mich Deiner lieben Frau bestens. Möchten sie und Dein Söhnlein Dir stets in bester Gesundheit erhalten bleiben.

In alter Freundschaft

Dein

Pahlmann."

„I wo — der Mansch ist ja wohl totaliter verrückt!" entschied mit seinem bekannten, imposanten Entrüstungsblick der würdevolle Hess und trank einen gewaltigen Schluck, wie in stummem Protest gegen Pahlmanns asketische Weltanschauung.

„Ja, es ist wirklich schade um ihn," meinte Bertram. „Herrgott, Kinder, man kann doch auch Pastor sein und sein Amt mit Ernst und Eifer versehen, ohne dass man absolut ein Weltflüchtling und Mucker wird! Eine gesunde, vernünftige Lebensfreude wird ja wohl auch dem Ansehen des Talars keinen Abbruch tun, und seine schöne Jugendzeit braucht man doch deshalb wirklich nicht zu verleugnen!"

„Bravo, Bertram! Mir ganz aus dem Herzen gegesprochen. Prost, auf Dein ganz Spezielles!" rief Hellmrich, dem gutmütig dreinschauenden alten Kameraden im Vollbart freudig zutrinkend. Aber Hess fragte:

„Weeiss denn eeiner eeijentlich, was aus dem andern des würdijen Jespanns, aus dem Simmäärt, jeworden ist?“

„Ein sehr vornehmer Herr natürlich!“ gab Hellmrich lächelnd Auskunft. Er konnte jetzt ja beim Nennen dieses Namens ruhig lächeln. Sein war ja der Schatz, den jener ihm einst geraubt, und im übrigen liessen ihn dessen weitere Schicksale ganz kalt. „Er ist Regierungsreferendar, jetzt vielleicht schon Assessor, und mit der Tochter eines Ministerialdirektors oder sonst so eines hohen Tiers verlobt. Wird also zweifellos bald einer unserer vielversprechenden jungen Staatsbeamten sein.“

„Na, in Gottes Namen! Da passt er ja auch hin!“ meinte Walcker, der gerade kein Freund der Regierungsmaschine war.

Aber am Nebentisch, wo das junge Volk fröhlich schwatzend und bechernd sass, war schon zu lange geredet worden, und man verlangte nach einem Liede. Und so wurde denn hier plötzlich der Jenenser Sang angestimmt, in dessen wehmütig-ernste Weise bald auch die Alten Herren einfielen:

„Auf den Bergen die Burgen,
Im Tale die Saale,
Die Mädchen im Städtchen,
Einst alles wie heut'.
Ihr werten Gefährten,
Wo seid Ihr zur Zeit mir,

Ihr Lieben, geblieben?
Ach, alle zerstreut;
Ach, alle zerstreut!"

Ernst wurden die Gesichter der älteren Sänger, und manche Stirn faltete sich, als nun der zweite Vers stieg:

„Die einen, sie weinen;
Die andern, sie wandern;
Die dritten noch mitten
Im Wechsel der Zeit.
Auch viele am Ziele,
Zu den Toten entboten,
Verdorben, gestorben
In Lust und in Leid,
In Lust und in Leid."

Hellmrich verstummte. Er vermochte die Strophe nicht mitzusingen. Sein umflorter Blick flog hinaus in die Ferne, wo so manch einer weilte von denen, die einst hier froh mit den anderen gesungen, ahnungslos, dass dieses Lied gar sobald auch für ihn gelten würde: Heinz Rittner, der da irgendwo über dem grossen Wasser mit dem Leben kämpfte, ein Geächteter und Verschollener; Wehrhahn, der Ärmste, den — wie er da vorhin erst mit tiefer Trauer vernommen — mitten im Glück seines Lebens die fürchterlichste aller Krankheiten angefallen, die bald an seinem Riesenleib so schnell ihr Vernichtungswerk getan hatte, dass er jetzt im sonnigen

Land der Pharaonen, fern von Weib und Kind, ein todsiecher Mann, seine letzte Zuflucht gesucht hatte; der biedere Ranitz, den ein Herzschlag aus vollster Jugendkraft und Lust unvorbereitet hinweggeführt, und Buttmann, der Unvergessliche, der vor wenigen Monaten, gerade als ein neues Blühen und Hoffen durch die ganze Natur ging, zusammengebrochen war im Kampf mit dem Geschick, der Starke, dessen verwegenem Mut und gewaltiger Kraft einst nichts unüberwindlich gewesen war — einsam, von keiner lieben Hand gepflegt, von niemandem betrauert, war er zwischen fremden, stumpfherzigen Menschen aus dem Leben geschieden. Und so noch manch andrer mehr.

Wie viele, wie schrecklich viele aus dem kleinen Kreis, den er vor sieben Jahren noch lückenlos, prangend in Kraft und Jugend, um sich gesehen hatte! Nun am Ziele, oder dicht davor, an der Schwelle zu dem grossen Dunkel.

Trüb war Hellmrichs Blick geworden, während er so in Treue über das Grab hinaus der fehlenden Gesellen von ehedem gedachte. Es brauchte längere Zeit, bis wieder der frohe Festton der andern ihm nicht mehr im Innersten wie ein Missklang wehe tat.

Aber dann siegte doch auch wieder bei ihm die Freude an der Vergangenheit, an der holden Gegenwart und einer hoffnungsvollen, schaffensreichen, frohen Zukunft. Wie herrlich, hier wieder beisammenzusitzen mit den alten Gefährten, traulich, als hätte man sich gestern erst das letzte Mal gesehen!

Wie grüssten einander froh und glücklich die Blicke, wie freute sich ein jeder, wenn er den anderen so stattlich herangereift sah, und wie freute er sich des Selbsterreichten, der eigenen Tüchtigkeit und Würde. Und wem dankten sie dieses schöne Beisammensein? Wer hatte ihnen die Fülle dieser gemeinsamen Erinnerungen, das feste Band verliehen, das sie so traulich zusammenhielt? Wer hatte sie auch heute alle wieder hierher gelockt? Ihre liebe Alemannia, und in letzter Linie, Jena — ihr altes, liebes Jena! Und so klang denn aus tiefstem Herzen einem jeden der Sang, den sie nun schmetternd hinausjubelten:

„Zwischen Bergen an der Saale Strand,
Von des Waldes Arm umschlungen,
Liegt im tiefen, tiefen Tal,
Fern der Eb'ne Staub und Qual:
Du mein Jena, Du mein Jena,
Hold und viel besungen!

Weit gekommen bin ich durch das Reich,
Bin durch manche Stadt gezogen:
Herrlich war viel, was ich sah,
Schön ist's hier und schön ist's da;
Doch nach Jena, doch nach Jena
Ist mein Herz geflogen!

An der Ostsee weilt' ich, war im Schweizerland,
Tät beim Wein am Rheine scherzen;
Schöner perlt der Wein am Rhein,

Doch ich trank ihn ganz allein;
Nur in Jena, nur in Jena
Fand ich treue Herzen!

Als ich wieder in die Heimat kam,
Wollte mir's auch nicht behagen,
Und ich dacht' der Liebsten mein —
Ach, wer sollt' der Bote sein,
Wer nach Jena, wer nach Jena
Meine Grüsse tragen?

Wenn die Linden und die Rosen blüh'n,
Sing' ich frohe Wanderlieder,
Von den Bergen allzumal,
Schau' ich in das tiefe Tal,
Seh' mein Jena, seh' mein Jena
Und mein Schätzel wieder!"

Und während sie also sangen, liessen sie ihre Blicke freudig fliegen über Berg und Tal, Strom und Stadt, während im letzten Sonnenglanz das grüne Paradies ihrer Burschenherrlichkeit, in all' seiner unversieglichen, ewig-jungen Schönheit prangend, ihnen zu Füssen lag und neue, selige Jugend auch ihnen in die Seelen hineinzauberte, dass sie noch lange, lange darnach — wieder im Alltagsstaub des Lebens — dankbar davon zehrten.

Druck: Hallberg & Büchting (Inh. L. A. Klepzig), Leipzig.

